

Luiſe,

die Mutter des Deutſchen Kaiſerhauſes.

Von

Werner Sahn.

Mit Original-Zeichnungen von **Woldemar Friedrich.**



Seitwärts der laub- und lichtvollen Gänge und Plätze führt in dem Schloßgarten zu Charlottenburg eine dunkle Tannenallee von dem breiten Wege ab, der ſich vom Schloſſe längs des Orangeriegebändes hinzieht.

Das Licht der Sonne bleibt außerhalb des Tannenganges. Mannigfaltigkeit und Regſamkeit der Natur fehlen, nirgend öffnet ſich der Blick in die Ferne, das Blumenſpiel der Farben und Düfte iſt nicht da. Alles iſt geſchloſſen, ſtill und ruhig und bleibt ſich ſelbſt gleich. Ernſt ſteigen die Bäume auf. Die ſach übereinander geſtreckten Aeſte mit ihren breit geſpaltene Nadelzweigen heben dicht vom Erdboden an und lagern ſich wie bequeme Treppenſtufen übereinander, die Geiſter der Seele zum Gange nach oben einladend.

Verfolgt man den Parkweg zwiſchen dieſen Tannen, ſo gelangt man nach einiger Zeit an eine Stelle, wo er ſeitwärts zu einem mäßigen Platze ſich weitet. Hochwipfliges, ſchwellendes Laubholz begrenzt ihn; im Hintergrunde befindet ſich ein kleiner, einfacher Tempel in den edelſten Formen der Baukunſt. Es iſt der Grabſtempel, den König Friedrich

Deutſche Jugend. VIII.

Wilhelm III. ſeiner Gemahlin Luiſe hat erbauen laſſen.

Die Mutter des Kaiſerhauſes im neu errichteten deutſchen Reiche ruht hier.

Wenn wir das Bild der Königin Luiſe uns näher vorführen, lernen wir ein Leben kennen, ſo klar, wie ſelten das eines ſterblichen Menſchen; zuweilen rührend durch den Wiederschein des ewig Schönen im Kleinen, zuweilen erhaben durch den Himmelsſchwung der Tugend und Zuverſicht, die im Glück wie in der Noth die Seele graden Weges leitet und aufrecht hält.

Wir werden das Leben einer Fürſtin kennen lernen, die, von einem kleinen Ausgang her, unter engen Verhältniſſen innerlich reich und glücklich heranwuchs; die dann, an die Seite des Königs von Preußen erhoben, Vorbild, Freude und Stolz für Millionen von Menſchen wurde; dann, in die Schickſale dieſes Staates verwickelt, von dem mächtigen Kaiſer der Franzoſen wie eine Blume gemüht und miſachtet wurde, endlich aus dem Feuerbrand der Läuterung, die ihre Seele durchmachte, zu himmliſcher Ruhe und Reinheit gelangte.

Seiner Tempel, in deſſen Grabgewölbe die irbiſche Hülle der früh Geſtorbenen ruht, iſt ſogleich, nachdem er vollendet war, der Wallfahrtsort ebenſo der Glieder des königlichen Hauſes wie vieler Anderer von nah und fern geworden. Auch wir wollen, wenn nicht mit leihaftigem Schritt, doch im Geiſte dem Tempel nahen und den Hauch einathmen, der von der Stille der Ewigkeit dort aufſteigt, den Hauch des zarten, ſchönen Sinnes, der Liebe und Demuth.

I.

Die Prinzessin Luiſe von Mecklenburg-Strelitz.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts lebte in Hannover der Herzog Karl Ludwig Friedrich von Mecklenburg-Strelitz. Er war der jüngere Bruder des in Strelitz regierenden Herzogs Adolf Friedrich IV.

Nach der Sitte, die zu jeder Zeit in kleineren deutſchen Fürſtenhäuſern gepflegt wurde, hatte er, als jüngerer Sohn des regierenden Hauſes, nicht im eignen, ſondern in einem benachbarten größeren

Staate Dienste genommen. Herzog Karl hatte sich nach Hannover gewandt. In der Armee dieses Landes, das damals selbständiger Staat und deutsches Kurfürstenthum war, stieg er zur obersten Würde, zu der eines Feldmarschalls und General-Gouverneurs.

Vermählt war der Herzog seit dem Jahre 1768 mit Friederike Karoline Luise, Tochter des Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt.

In seinem Hause wuchsen heitere, lächelnde Kinder auf, vier blondlockige, blauäugige Mädchen, Charlotte, Therese, Luise und Friederike. Eine dieser Prinzessinnen, Luise, ist es, die nachmals Königin von Preußen geworden ist.

Luise — mit ihren sämmtlichen Namen Luise Auguste Wilhelmine Amalie — war am 10. März 1776 geboren.

In sonnigem Kinderspiel gingen die Jahre dahin. Eins folgte dem anderen, ohne daß von der Prinzessin etwas anderes als das gesunde Aufblühen, das gedeihliche Wachsen an Körper und Seele zu berichten wäre. Im siebenten aber, nur wenig Wochen nachdem Luise 1782 ihren Geburtstag gefeiert hatte, erlitt das fröhliche Leben eine gewaltsame Unterbrechung. Um den Sarg ihrer Mutter standen die Kinder — 13 Jahr alt Charlotte, die älteste, 4 Jahr alt die jüngste, Friederike.

Dem Herzog war so wehe. Es litt ihn in den Räumen nicht, in denen er glücklich mit seiner Gemahlin gelebt hatte. Er verließ die Stadt Hannover und nahm seinen Wohnort in dem benachbarten Schlosse Herrenhausen. Fräulein von Wolzogen, eine Hofdame, die der seligen Mutter innig befreundet gewesen war, pflegte die Kinder.

Zwei Jahre blieb es also. Da entschloß sich der Herzog sich abermals zu vermählen. Und die jüngere Schwester ihrer seligen Mutter, die Prinzessin Charlotte Wilhelmine Christiane von Hessen-Darmstadt, wurde die zweite Mutter der Kinder.

Im September des Jahres 1784 fand die Vermählung statt. Es war ein kurzes Glück. Denn schon im December des folgenden Jahres, wenig Tage, nachdem der jungen Gemahlin ein Sohn geschenkt war, wurde auch dieses Band durch den Tod zerrissen.

Nun geschah es, ebenso um seinet- wie um seiner Kinder willen, daß der Herzog seine dienstliche Stellung in Hannover aufgab. Er für sich wollte weiter, wollte ganz von dem Orte der wehmüthigen, hoffnungslosen Erinnerungen hinweg. Seinen Kindern aber wünschte er den möglichst besten Ersatz für die fehlende Mutter zu geben. Er war sicher,

daß er diesen, namentlich für seine Töchter, in der Großmutter der Prinzessinnen, der Mutter seiner beiden Gemahlinnen, finden würde. Der Herzog verlegte, nachdem er den Abschied genommen hatte, seinen Aufenthalt aus diesem Grunde nach Darmstadt.

Wie sollte die Landgräfin von Hessen-Darmstadt — Marie Luise Albertine waren ihre Namen — sich nicht freudig den Kindern widmen! Sie war verwittwet und hatte keine Pflichten, die sie für höher achten mußte. In den unschuldvollen, blühenden, dem Leben entgegenlächelnden Gesichtern sah sie ihre Töchter verjüngt vor sich. Die natürliche Liebe der Verwandtschaft verband sich mit der Besonnenheit des reiferen Alters. Und glückliche, segensreiche Jahre begannen für die Kinder.

Vier Schwestern waren es beim Beginn unserer Erzählung. In der Zeit aber, da die Ueberfiedlung nach Darmstadt vor sich ging (1786), hatte sich der Kinderstand des Hauses ein wenig verringert. Die älteste Schwester Charlotte war, wie ein Vöglein, das flügge geworden, schon dahin geflogen. Sie war die Gemahlin des jungen Herzogs von Sachsen-Hilburghausen geworden.

Die sich am längsten des Umgangs mit der Landgräfin erfreuten, waren Luise und Friederike. Denn Therese, die zweite von den vieren, war gleichfalls dem Alter schon ziemlich nahe, in welchem Prinzessinnen ihre Vermählung zu feiern pflegen. Sie wurde bald darauf die Gemahlin des Erbprinzen von Thurn und Taxis. Jene beiden aber, Luise und Friederike, zehn- und achtjährig, befanden sich mitten in der Zeit der Kindheit, wo liebevoller, herz- und geistbildender Umgang von größter Wichtigkeit ist.

Luise war von klein auf ein lebhaftes, munteres Kind, schnell fassend und innig empfindend, voll außerordentlicher Weichheit und Güte des Herzens, auch voll starken Dranges nach Belehrung.

Die Erziehung, wie sie damals Kindern fürstlicher Häuser gegeben zu werden pflegte, war im französischen Geschmaack. Und französische Damen waren es auch, die von der Landgräfin zur Unterweisung der Prinzessin Luise herbeigerufen wurden. Zuerst ein Fräulein Agier. Dann, als eine gewisse Strenge im Wesen dieser Dame der Landgräfin mißfiel, Fräulein Gellieux. Diese letztere bewährte sich mit gleicher Klugheit und Güte in allem, was sie that, und wurde der Prinzessin mehr und mehr ein innig vertrauter Umgang.

Je weniger sich von einem Kinde aus den Jahren, denen Luise nun entgegenging, erzählen läßt, desto glücklicher und ebenmäßiger, kann man

annehmen, gestaltet sich alles für die Folgezeit. Es sind nur kleine Geschichten, mit deren Erinnerung sich das Bild der Prinzessin einigermaßen im Zusammenhang verfolgen läßt.

Ganz Kind, obwohl schon über vierzehn Jahr alt, erscheint die Prinzessin noch in einem Augenblick, dessen nähere Umstände und Verlauf aus dem elterlichen Hause Goethes, aus der Erzählung der Mutter dieses Dichters bekannt geworden sind.

Die Frau Rath Goethe war ja der Landgräfin von Hessen-Darmstadt nicht ganz fremd. War es doch eine Tochter eben des landgräflichen Hauses, die, an den Herzog von Sachsen-Weimar vermählt, sich des täglichen und vertrauten Umgangs mit dem Dichter Goethe erfreute.

Es war bei Gelegenheit der Krönung Kaiser Leopolds II., die am ersten September 1790 in Frankfurt a. M. stattfand, daß, ihren Pflichten gemäß, dem Feste Glanz und Fülle zu geben, auch die Familien der reichsunmittelbaren hohen Häuser sich dort einfanden. Die Landgräfin von Hessen-Darmstadt war mit den Prinzessinnen von Mecklenburg-Strelitz, auch mit dem sechsjährigen Prinzen Georg, dorthin gefahren. Bei Gelegenheit dieses Aufenthaltes geschah es, daß bei einem Besuch im Hause der Frau Rath die Prinzessin Luise und der Prinz Georg in Begleitung der Hofmeisterin vor die liebenswürdige Mutter Goethes grade in dem Augenblick traten, als diese bei Tische vor einem Eierkuchen und Specksalat saß. Eierkuchen und Specksalat zwischen zwei Kindern, die zum Besuch kommen, und einer Dame, die Wirthin des Hauses ist! wer wird sie wohl gegessen haben? Die beiden Kinder ließen sich's so gut schmecken, daß nicht ein Bröckchen übrig blieb.

Die Frau Rath verstand es, sich den Kindern in's Herz zu schmeicheln. Sie öffnete ihnen Flur und Stube und Hof. Die Kinder konnten sich überall ergehen und mit allem versuchen. Auf dem Hofe des Hauses stand ein Brunnen. Kaum befand sich die Prinzessin Luise neben ihm, als sie den Schwengel hob und senkte. Daß sie es verstände Wasser zu pumpen, war ihr Ueberraschung und Freude. Sie pumpte nach Herzenslust. Kaum aber, daß die Hofmeisterin vom Zimmer aus es gewahrte, da sollte dem Vergnügen Einhalt geschehen. Alles Zureden der Frau Rath, die Kinder nicht zu stören, fruchtete nicht.

„Ei,“ sagte endlich die Hauswirthin, indem sie die Hofmeisterin gewaltsam zurückführte, im Zimmer einschloß und selbst auf den Hof ging, „ich würde

mir ja eher den ärgsten Verdruß über den Hals kommen lassen, als daß ich die Kinder in den unschuldigen Vergnügungen stören sollte, die ihnen nirgendwo vergönnt sind als in meinem Hause!“

Das Leben der Prinzessinnen war sehr häuslich und einfach. Die Beschäftigung mit den Wissenschaften und Künsten sollte die Hauptsache sein und wurde regelmäßig betrieben. Alle Tage wurde gelesen, geschrieben und gelernt, genäht, gestickt und gezeichnet, auch Klavier gespielt und gesungen.

Seit dem Jahre 1789 war es eine angenehme Abwechslung, daß während der Sommermonate der Aufenthalt auf dem Lande genommen werden konnte.

Broich ist der Name eines Schlosses im Ruhrthal, auf einem Höhenvorsprung der Stadt Mülheim gegenüber gelegen, das der Landgräfin um jene Zeit aus ihrem väterlichen Erbe zugefallen war. Hier, im Freien, in dem großen romantischen Park um das alte, ehrwürdige Schloß herum, in näherem und oft ausschließlichem Verkehr mit der Bewohnerschaft des Schlosses und der angrenzenden Dorfschaft, gestaltete sich alles, besonders für die Herzen der Kinder, gefälliger, reizender, glänzender.

Welch Glück war es schon, wenn die Landgräfin in's Schloß einfuhr! In der bequemen, schwingenden, schaukelnden Kutsche auf dem weichen Polster saß die Landgräfin, neben ihr, oder ihr gegenüber die Prinzessinnen. Große, klare Fensterscheiben zu beiden Seiten und nach vorn hin öffneten den Blick auf die Landstraße. Dem Wagen voran liefen, sprangen und tanzten lustige, leichte Leute, die „Vorläufer“. Sie waren ganz in Seide gekleidet, bequem, wie zum Tanze. Farbige Bänder wehten von den zierlichen Hüten und den Puffen der Ärmel. Mit silbernen Stäben, die sie in den Händen hielten, machten sie allerlei Kunststücke, warfen sie hoch, fingen sie auf. Von Zeit zu Zeit kamen sie von vorn an die Seite der Wagenräder. Immer lächelnden Blickes schauten sie in die Kutsche hinein, ob ein Befehl zu empfangen und weiter zu melden wäre. Wenn der Wagen dem Schlosse nahe war, erdröhnten zum Willkommen die Kanonen von den Wällen herab. Alles Volk eilte aus den Häusern, stellte sich ehrerbietig auf, verbeugte sich und grüßte. Die Prinzessinnen kamen sich vor als wären sie KönigsKinder im Märchen. All dieser Pomp des fürstlichen Aufwandes erschien theils in der allerhöchenden Sonne der freien Natur, theils bei dem größeren Abstand von der ärmeren Bevölkerung glänzender und schöner als anderwärts.

Nicht etwa, daß den Kindern der Hochmuth in's Herz gepflanzt worden wäre! Im Gegentheil, die Land-

gräfin sorgte, daß bescheidener Sinn Nahrung und Stärkung erhielt. Sie ließ ihre Enkel an der Hand der Hofmeisterin unter das Dach der Armen treten, um Almosen zu spenden; sie wählte zur Theilnahme an den Spielen unter den Kindern des Dorfes und der Dienerschaft gut geartete Mädchen und ließ sie ab und zu ein paar Stunden in dem Park weilen. Da kamen in den Herzen der Prinzessinnen andere Wünsche nicht auf als erlaubte und leicht erfüllbare.

Unter den Kindern, die für die Besuche im Park ausgewählt waren, trat ein Mädchen, zwei oder drei Jahr jünger als die Prinzessin Luise, dieser besonders nahe. Hannchen war ein hübsches, dunkelköpfiges Kind mit freundlich bescheidenen Augen. Mehr aber vielleicht als die Schönheit war es das Schicksal des Mädchens, das die Prinzessin an sie fesselte. Hannchen war unter den Kindern die einzige, die keine Mutter mehr hatte. Als wollte sie dem Kinde die Mutter ersetzen, so nahm Luise sich ihrer an. Hannchen war die Tochter des einen der landgräflichen Läufer. Nach dem Tode ihrer Mutter hatte ihr Vater eine seiner älteren Schwestern, eine kränkliche, vielfach verstümmte Frau, zu sich in's Haus genommen, von der das Kind wohl nicht viel Liebes erfahren haben mochte.

Es war bei Gelegenheit eines Gewitters, daß die Zuneigung der Prinzessin einen besonders lebhaften und rührenden Ausdruck fand. Die Kinder spielten im Park. Unter dem Laubdach der Bäume merkten sie nichts von dem Wechsel des Wetters. Kaum aber daß Sturm und Donner und Blitz anhuben, da waren von allen Seiten die Mütter der Kinder da. Jede nahm das ihrige eilig in Empfang und Schutz. Alle waren abgeholt. Nur Hannchen stand verlassen da. Verlassen? Nein, denn zwei Kindesarme schlangen sich zärtlich um sie, und Luise führte sie in den Schutz des Schlosses.

„Warte hier!“ sprach Luise freundlich; „hier sehen wir, wie es blizt, und brauchen uns nicht zu ängstigen. Aber — du fürchtest dich wohl? Sei ruhig, Hannchen! nicht lange und dein Vater wird hier sein, dich abzuholen.“

„Mein Vater wird nicht kommen,“ antwortete Hannchen mit trauriger Ruhe, „mein Vater kann um mich nicht so weit gehen.“

„Dein Vater?“ fragte Luise lächelnd, „was sprichst du doch?“

„Ja, ja, und wer weiß, wie lange er noch lebt! Denn er hat immer Schmerzen auf der Brust, und die Tante sagt: er wird es nicht mehr lange machen.“

Das Laufen greift ihn zu sehr an, das Athemholen fällt ihm —“

Hannchen unterbrach sich plötzlich. Denn sie sah auf Luise, die vor Schrecken blaß geworden war. Die Händchen waren ihr vom Nacken des Kindes geglitten und wie versteinert stand sie da. Wie hätte sie denken können, daß hinter den lächelnden Gesichtern der tanzenden und springenden Läufer Schmerz und Krankheit sich versteckt hielten! Thränen traten ihr in die Augen und fielen über die Wangen.

„O, weh!“ rief Hannchen, „was habe ich da gesagt! ich sollte zu Niemand davon reden. Die Tante hat es mir verboten. Es darf Niemand davon wissen, sonst verliert der Vater seinen Posten.“

Noch immer rollten Thränen über Luises Wangen. Aber bald gelang es ihr, die Aufregung zu verbergen. Sie wußte genug und hatte schnell ihren Entschluß gefaßt. Sie küßte das arme, mutterlose Mädchen. „Sei ruhig, liebes Hannchen, der liebe Gott wird dir deinen Vater schon erhalten. Glaube mir, der liebe Gott sorgt für uns alle.“

Sie wußte, wie eine sorgende Mutter, mit überlegener Geisteskraft das Kind auf andere Gedanken zu bringen. Allmählich schwand die Aufregung, das Gewitter ging vorüber und der Regen hörte auf.

Kaum aber war das Kind hinweg, da eilte Luise zu ihrer Großmutter. Hastig, thränenden Auges, kniete sie vor ihrem Sessel nieder und streckte die Arme zu ihr empor. „Großmama, ich werde dir alles erzählen, was du nicht wissen sollst! Ich sollte es auch nicht wissen. Hannchen hat's nur so ausgeplaudert und dachte nicht daran. O Gott!“ Dabei übermannten sie wieder die Thränen, daß sie nicht weiter sprechen konnte.

„Was ist dir, mein gutes Kind?“ sprach die Landgräfin; „besinne dich und erzähle ruhiger.“

Unter Schluchzen kamen endlich die Worte ordentlich hervor. „Nicht wahr, Großmama, du wirst ihn nicht wieder vor unserem Wagen laufen lassen? ihn nicht, und keinen andern! Er lachte und sah immer so freundlich aus, wenn er nebenher lief. Es kam mir so schön vor. Ich werde jetzt aber, wenn ich einen Läufer wieder springen und lachen sehe, immer denken: so sieht einer aus, der vor Schmerzen in der Brust nicht athmen kann und sterben muß.“

„Mein liebes Kind,“ sprach die Landgräfin, „was machst du dir für Gedanken? Gut, daß wir bei Zeiten erfahren haben, daß Hannchens Vater krank ist! Es wird sich andere Beschäftigung für ihn finden.“

„Nicht wahr?“ rief Luise, indem sie ihrer Großmutter leidenschaftlich um den Hals fiel; „ich wußte

es ja! Dann wird er auch wieder gesund werden und Hannchen wird ihren Vater behalten.“

Die Landgräfin schaffte in der That seit diesem Tage in ihrem Hofstaat die Käufer ab. Sie wußte andere Dienste für sie einzurichten.

Hannchen blieb die Schutzbefohlene der Prinzessin Luise, so lange der Aufenthalt im Schlosse Broich währte und so oft er sich wiederholte. Luise schaute nach ihr aus, wenn sie später kam als die

versicht auf die baldige Genesung. So schien es, als ob Luise allmählich sich beruhigen ließ und mit Vertrauen der Zukunft entgegen sah.

In dieser erwünschten Stimmung hatte, zur großen Freude der Landgräfin, auch das Erwachen einer anderen Neigung einigen, ja, wie es schien, recht großen Antheil. Luise hatte die Beschäftigung mit der Zeichnkunst eifriger als früher aufgenommen. Sie konnte namentlich nicht müde werden, nach der



andern Kinder. Sie erbat von der Großmutter, daß Hannchen länger bleiben dürfe. Sie besaß in dem Kinde einen Gegenstand der Sorge, der sie ganz erfüllte und dem sie sich gewachsen fühlte.

Wie groß war die Trauer, als Hannchen erkrankte, zumal am Scharlachfieber! Es erkrankten zu gleicher Zeit aber mehrere Kinder, so daß die Landgräfin, um der Ansteckung vorzubeugen, für zweckmäßig fand, den Verkehr mit den Gespielinnen eine Zeit lang ganz aufzuheben.

Luise war auf's schmerzlichste erregt. Sie sprach immer von Hannchen, fragte nach ihr, wollte gern zu ihr gehen. Ihr zu Liebe sandte die Landgräfin den Hofarzt in die Krankenstube der Kinder. Die bedenklichen Schwankungen der Krankheit wurden der Prinzessin verschwiegen, man vertröstete sie mit Zu-

Natur zu zeichnen. Sie blieb länger als gewöhnlich aus, wenn sie, die Mappe in der Hand, sich in den Park vertiefte, während ihre jüngere Schwester in der Nähe der Hofmeisterin und der Landgräfin lachend sich umhertummelte.

Die Krankheit der Kinder ging in der That glücklich vorüber. Und es kam die Zeit, daß die Gefahr der Ansteckung nicht mehr vorhanden war.

Da wollte eines Tages die Landgräfin sich durch eigenen Augenschein überzeugen, wie es um das schwarzlockige Herzblatt stände. Sie ging in der Nachmittagszeit, als Luise im Park zeichnete, den Seitenweg, der nach Hannchens Wohnung führte. Sie kam bei einem niedrigen Fenster vorbei; die Sonne schien freundlich hinein. Dieß, meinte sie, sei das Zimmer, in dem das Kind liege. Bevor

sie in das Haus trat, wollte sie sich durch einen Blick in's Fenster über den Zustand innen versehen.

Wie, sollte sie ihren Augen trauen? Fast that sie vor Schreck einen Schrei. Da sah sie, auf dem Lager aufrecht sitzend, das genesende Kind und neben ihr auf einem Stuhle die Prinzessin Luise, ein Buch niedrig vor sich hin haltend. Beide Kinder waren ganz vertieft in Liebe zueinander, Hannchen, den Blick unverwandt auf das Gesicht der Prinzessin, und diese auf das Buch, aus dem sie vorlas.

Schweigend und bebenden Schrittes ging die Landgräfin zurück und wartete mit klopfendem Herzen der Rückkehr Luise's. Endlich als diese erschien, wie gewöhnlich unterm Arm die Zeichenmappe, Friede und Klarheit im Gesicht, da stürzten der Landgräfin Thränen aus den Augen.

„Mein Kind, was hast du gethan?“ sagte sie ernst und mit zitternder Stimme; „preise und danke Gott mit mir, daß er deinen Uebermuth nicht hat strafen mögen.“

Luise hängte sich küßend der Großmutter an den Hals. „Bergieb, Großmama,“ sagte sie; es ließ mir keine Ruhe; meine Bitten sind erhört und Hannchen wird nun bald wieder aufstehen können.“ —

Die Jahre, in denen dieses Paradiesleben der Kindheit dahin floß, waren im großen Weltleben Jahre der schreckenvollsten Ereignisse. In Frankreich war der Königsthron zusammengebrochen. Kriege wütheten, welche theils von den Nachbarstaaten nach Frankreich, theils von Frankreich in die Nachbarstaaten getragen wurden. Tausende von Menschen verloren Heimath, Wohlstand und Leben.

Namentlich die beiden Hauptstaaten Deutschlands, Oestreich und Preußen, verwickelten sich mit Aufbietung großer Kräfte in Krieg gegen Frankreich. Es galt ihnen, König Ludwig XVI. auf dem Throne wieder zu befestigen. Besonders seit der Thronbesteigung des jungen, entschlossenen Kaisers Franz II. wurde der Krieg eifriger betrieben. Die Gegenden im Westen Deutschlands waren in Folge davon voll hin- und herziehender Truppen, voll auf- und abwogender Menschenmassen.

In den Park des Schlosses Broich freilich drang lange Zeit von alle dem nichts als hin und wieder ein Widerschein der glänzenden Seite, die mit dem Kriege verbunden ist.

Unter den Truppen, die der französischen Grenze zuweit, befanden sich auch preussische Regimenter, in jenen Gegenden selten gesehene Gäste, die Ruhmesregimenter Friedrichs des Großen. Einige von ihnen zogen unweit des Schlosses Broich so vorüber, daß

sie von einer benachbarten Höhe leicht überschaut werden konnten.

An militärischen Schauspielen ergözt sich Alt und Jung. Und auch die Landgräfin hatte kein Bedenken gefunden, ein und das andere Mal sich selbst und ihren Enkelkindern die Freude des Anblicks zu gewähren. Sie fuhr in einer offenen Kutsche dahin und nahm von dem Sitze des Wagens aus des Schauspiels wahr. So geschah es auch namentlich, als einst das Regiment Zietzen-Husaren vorüberzog.

Die Landgräfin hatte sich nach der Stunde des Vorübertritts erkundigen lassen. In Folge davon war es zur Kenntniß des Regiments-Commandeurs, Obersten von Rohr, gelangt, welche Ehre seinem Regiment bevorstände. Er hatte die Anlegung der vollen Paradeuniform befohlen, und unter schmetterndem Trompetenstoß ritt er an der Spitze des Regiments, den Säbel ehrerbietig vor den Damen gesenkt, vorüber, während Aller Augen leuchtend auf den lieblichen Erscheinungen in der Höhe weilten.

Die Damen waren überrascht von dieser Aufmerksamkeit. Und freudlich das Haupt neigend und mit dem Tuche winkend, hatten die Landgräfin und die Prinzessin Friederike gedankt.

Der Prinzessin Luise aber war es anders zu Herzen gegangen. Lebhafter hatte sie der Anblick ergriffen. Sie erhob sich von ihrem Sitze, löste, im Wagen stehend, den Epheukranz von ihrem Hut, schwang ihn weit vor sich hin dem unten vorüberziehenden Regiment zu. Oberst von Rohr empfing den Kranz, ein lautes Hurrah erscholl aus allen Kehlen und wiederholte sich begeistert.

Das Regiment zog vorüber. Luise aber stand noch immer aufrecht im Wagen und sah dem Zuge nach. „Kind, du bist wie außer dir!“ sagte die Landgräfin fast in einem weichen Tone des Vorwurfs.

„Ach,“ antwortete Luise, tief aufseufzend, „ich weiß es nicht, — es war mir, als gehörten diese alle zu mir und als müßte ich von ihnen Abschied nehmen. Mir ist, als habe ich geträumt.“

Es blieb aber nicht lange bei diesem heiteren Vorspiel des Krieges. Auch in die Gegend von Broich und Darmstadt drangen ernste Verwickelungen. Die Landgräfin fand es für gerathen, im Herbst nicht nach Darmstadt zurückzukehren, sondern die Einladung des Gemahls ihrer ältesten Enkelin, der Herzogin von Sachsen-Hildburghausen, anzunehmen. Sie weilte in Hildburghausen den Winter über, bis zum Frühjahr 1793.

Solcher Art unruhig und wechselvoll waren die Verhältnisse der Staaten, als auch im stillen Lebenslauf der Prinzessin Luise plötzlich alles sich anders

wandte. Ein Tag, an dessen Morgen Niemand ahnte, was er im Schooß verborgen hielt, gab ihrem Sinnen und Sorgen eine bestimmtere Richtung, höheren Schwung und weiteren Ausblick. Der spielerische, freundliche, umschattete Garten des träumerischen Kinderlebens schloß sich, und Luise sah sich umglänzt vom Morgenlicht der Hoffnungsfreude einer glücklichen Braut.

In Frankfurt a. M. befand sich, als die Landgräfin zu Ende des Monat März auf ihrer Rückkehr von Hildburghausen diese Stadt berührte, das Hauptquartier des Königs von Preußen. Da war es, wo der Kronprinz und Prinz Ludwig von Preußen und die Prinzessinnen von Mecklenburg zum erstenmal sich sahen. Luise hatte so eben das siebzehnte Lebensjahr vollendet, Friederike befand sich im sechzehnten. Beide prangten im glänzendsten Schmuck der Unschuld und Schönheit. Bilder männlicher Kraft und edler Sittsamkeit dagegen standen die beiden Prinzen ihnen gegenüber, der Kronprinz im 23., Prinz Ludwig im 20. Lebensjahre. Da thaten es die jungen Schönen den Helden des preussischen Königshauses an. Beide Prinzen, beim ersten Anblick von dem Wunderhauch der Liebe berührt, waren entschlossen, um ihre Hand

zu werben, der Kronprinz um Luise, Prinz Ludwig um Friederike.

Die Landgräfin reiste am Morgen des folgenden Tages von Frankfurt wieder ab. Der König von Preußen aber gab beiden Söhnen sogleich die Erlaubniß, um die Prinzessinnen anzuhalten. Drei Wochen darauf, am 22. April, wurde das Fest der Verlobung in Darmstadt gefeiert.

Es war nicht ein volles Jahr vor diesem Tage, als die Prinzessin Luise beim Anblick des Ziethen-Regiments wie im Traum gemeint hatte, daß „diese alle zu ihr gehörten“.

Nun wurde in Darmstadt ein Besuch des Herzogs von Mecklenburg mit seiner Schwiegermutter und seinen Töchtern in Bodenheim verabredet, dem Orte in der Nähe von Mainz, wo das Hauptquartier des Königs von Preußen sich befand, und im Mai kam der Besuch zur Ausführung. Wieder gingen hier preussische Regimenter an dem Blick der Prinzessin vorüber, wieder grüßten die Regimenter und die Prinzessin dankte. Nun aber ging sie an der Seite des Kronprinzen und — diese alle — gehörten wirklich zu ihr.

(Fortsetzung folgt.)



Ostermorgen.

Von

Victor Blüthgen.

Zu einer Composition von Joseph, Ritter von Führich.

Heilige Oster!
Von den grauen
Ragenden Thürmen
Zieht Glockenläuten hinaus
In den rosigen Morgen.
Felerlich ruhn die Lüfte,
Und die selige Botschaft
Fliegt über die braunen
Knospenten Bäume,

Ueber den schimmernden Saatenfrühling
Und festlich saubere Häuser:
Christ ist erstanden!

Christ ist erstanden!
Frohe Menschen lesen's einander
Vom verklärten Antlitz;
Zum Gotteshause wallt



Der beglückte Glaube,
Und drinnen,
Im Schatten des hohen Gewölbs,
Blühet die Andacht,

Und Orgellänge, gewaltig und süß,
Fluteth um sie
Wie himmlischer Engel Lobgetön:
Christ ist erstanden!



König Wichtel der Erste.

Märchen

von

Julius Sturm.

Mit Original-Zeichnung von G. Urlaub.

Wenn du wüßtest, was ich weiß!" sagte vor langen Jahren ein armer Tagelöhnersjunge zu seiner Schwester und zwinkerte geheimnißvoll mit den Augen. „Das wird etwas rechtes sein," entgegnete die Schwester schnippisch. Der Bruder aber rief: „Das ist wohl etwas rechtes, und wenn du es wüßtest, sprängst du vor Freuden beckenhoch." „Ei, so sage mir's doch," bat die Schwester schmeichelnd, und der Bruder warf sich in die Brust und sagte stolz: „Heut Nacht kann ich ein König werden, wenn ich nur will." Da lachte die Schwester laut auf und spottete: „Du, in deiner zerrissenen Jacke, wärst mir ein schöner König!" — „Die alte Jacke behalte ich auch nicht," entgegnete der zukünftige König, „ich bekomme einen rothen Mantel, der mit Gold gestickt ist, und eine goldene Krone bekomme ich auch, und wenn du nur willst, kannst du eine Prinzessin werden und bekommst ein schönes Kleid, und wenn ich auf meinem goldenen Throne sitze, dann sitzt du neben mir auf einem silbernen Throne. Ein goldenes Schloß bekommen wir, können alle Tage die köstlichsten Braten essen und brauchen kein dörres Holz mehr im Walde zusammen zu lesen." „Aber wie soll denn das alles geschehen?" fragte die Schwester ganz verwundert, „unsre Eltern sind ja doch arme Leute." Da machte der Bruder ein kluges Gesicht und fing an zu erzählen: „Mir träumte heut Nacht —" weiter kam er nicht, denn ein lautes Lachen unterbrach ihn und die Schwester rief: „Da haben wir's! ein Traum! Ich danke, eine Traumprinzessin will ich nicht werden." Sie spreizte spottend die Finger vor die Nase und wollte davon laufen, aber der Bruder hielt sie am Kleide fest und sprach ärgerlich: „So laß mich doch nur ausreden; die Hauptsache kommt erst noch. Was ich dir erzählte, sah ich freilich nur im Traum, aber plötzlich war es mir, als zupfe mich etwas am Ohre. Ich wachte auf, der Mond schien hell in die Kammer und vor meinem Bette stand ein kleiner Mann, der hatte einen langen, grauen Bart und ein braunes Gesicht voller Runzeln. Der kleine Mann blinzelte mich mit hellen, klugen Augen an und legte den Finger auf den Mund, als wollt' er sagen: nur stille! ganz still!

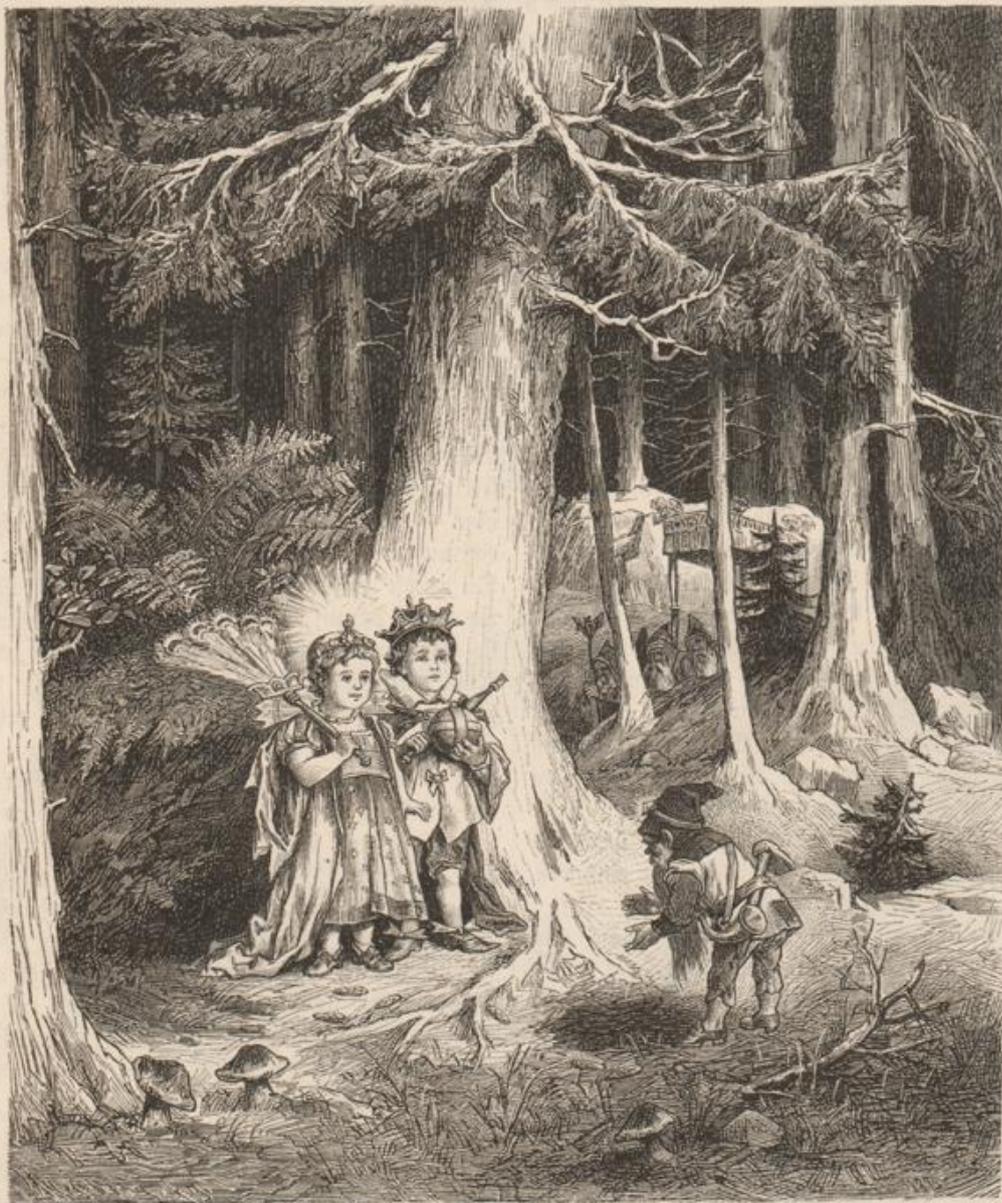
Deutsche Jugend. VIII.

Dann fragte er mich flüsternd, ob mir der Traum gefallen habe und ob ich Lust hätte, ein König zu werden und mit dir in einem goldenen Schlosse zu wohnen. Als ich ihm zunickte, fuhr er fort: Wenn alles geschehen soll, wie du es geträumt hast, so komme heut Abend, wenn der Mond aufgeht, mit deiner Schwester in den Wald und warte auf mich unter der großen Tanne, die du kennst. Aber merke dir wohl, es ist eine Bedingung dabei: ihr dürft in dem goldenen Schlosse keine Thräne auf den Boden fallen lassen, sonst ist es mit aller Herrlichkeit vorbei und wir Wichtlein sind wieder ohne König. — Nicht wahr, Schwester, du versprichst mir, daß du in dem goldenen Schlosse nicht weinen willst? Du weinst immer gleich." Da gab ihm die Schwester die Hand darauf, daß sie nicht weinen wolle; denn sie wäre doch gar zu gern eine Prinzessin geworden. Nun wurden die Kinder darüber einig, daß sie gegen Abend mit einander in den Wald gehn und warten wollten, bis der Mond aufginge. Bevor aber noch die Dämmerung anbrach, schlichen sie sich unbemerkt in den Wald, denn sie besürchteten, ihre Eltern möchten sie zu Hause zurückhalten, wenn sie von der Arbeit heimkehrten. Es war nämlich an einem Sonnabende, und da gab es im Hause allerlei zu thun. Sie gingen mit einander Hand in Hand bis zu der großen Tanne, setzten sich auf das weiche Moos und wollten warten, bis der Mond aufginge. Nach einer Weile sagte die Schwester: „Ich muß immer an unsre Eltern denken; ach, mir ist so traurig zu Muthe, daß ich weinen möchte. Darf ich jetzt noch weinen?" — „Ei gewiß," sagte der Bruder, „wir sind ja noch nicht im goldenen Schlosse. Weine dich nur recht aus, solange wir noch im Walde sind." Da weinte die Schwester solange, bis sie mit feuchten Augen einschlief. Der Bruder saß daneben und hatte nur den einen Gedanken, wie schön es sein würde, wenn er erst König wäre. Endlich wurde er auch müde und schlief und nickte ein.

Als die Geschwister erwachten, blickten sie sich verwundert an, denn beide waren auf das prächtigste gekleidet. Der Bruder hatte seine schwarze

Sammet-Hosen an und einen glänzenden Rock von dunkelblauer Seide; um die Schultern hing ihm ein rother, mit Gold gestickter Mantel; auf dem schwarzen Krauskopf aber funkelte eine goldene Krone. Die Schwester dagegen trug ein himmelblaues, mit silbernen

Zug graubärtiger Männlein geschritten, die einen prächtigen Thronhimmel trugen und unter diesem einen goldenen und einen silbernen Tragsessel, welche auf glänzenden Stäben von Ebenholz ruhten. Auf den goldenen Tragsessel mußte sich der Bruder, auf



Sternen besätes Kleid, und auf ihren blonden Haaren ruhte ein Kranz aus leuchtenden Edelsteinen. Während sie einander noch, stumm vor Erstaunen, betrachteten, stand der kleine Mann mit dem grauen Barte vor ihnen und rief: „Willkommen! willkommen! das ist brav, daß ihr gekommen seid.“ Hierauf stieß er in ein kleines, silbernes Horn, das er an der Seite trug, und auf dieses Zeichen kam ein langer

den silbernen die Schwester setzen. Langsam und feierlich bewegte sich der Zug durch den Wald bis zu einem Berge, auf dem mächtige, uralte Tannen standen. Am Fuße dieses Berges öffnete sich eine weite Höhle, in der unzählige Lichter brannten. Da hinein ging es, und dann durch einen langen Gang weiter, bis sich endlich eine große, himmelhohe Halle aufthat, in der es so hell war wie am Tage.

Mitten in der Halle stand ein goldenes Schloß, viel schöner als es der kleine König im Traum gesehen hatte. Hier nun stiegen die Geschwister von ihren Stühlen und schritten, von den kleinen Männern begleitet, auf Stufen aus Bergcrystall zu dem Portal des Schlosses empor. Die Thürflügel sprangen auf und die kleinen Männer führten die Geschwister in einen Saal, in dem zwei Thronessel, der eine wieder ganz von Gold, der andre von Silber, standen. Vier Löwentagen bildeten die Füße des goldenen Throns, statt der Lehne aber diente ein großer, kunstvoll gearbeiteter Adler, der seine schimmernden Flügel weit ausbreitete. Der silberne Thron dagegen wurde von vier silbernen Lilien getragen und seine Lehne bestand aus einem silbernen Schwane. Auf den ersten Thron setzte sich der Bruder und auf den zweiten die Schwester. Kaum war dieses geschehen, so ging ein leises Geflüster durch den Saal und dann zogen die kleinen Männer an dem Throne vorüber, verneigten sich tief und riefen mit lauter Stimme: „Hoch lebe unser König Wichtel der Erste!“ Bei diesem Rufe aber fuhr der König zornig empor und sprach: „Ich heiße nicht Wichtel, ich heiße Fritz, fragst nur meine Schwester, die weiß es so gut wie ich.“ Die Schwester nickte beistimmend, der kleine Mann aber, der die Kinder im Walde zuerst begrüßt hatte, trat vor den Thron, verneigte sich tief und sagte ehrerbietig: „Verzeihen Ew. Majestät gnädigst, wenn ich mir zu bemerken erlaube, daß von diesem Tage an Ew. Majestät nicht mehr Fritz, sondern Wichtel der Erste heißen, denn von heut an sind Ew. Majestät der König aller Wichtelmänner.“ „Wenn dem so ist,“ sagte König Wichtel gnädig, „so will ich mir's gefallen lassen.“ Kaum hatte er das gesagt, so trat ein kleiner Mann vor den Thron, der trug einen Stab mit einem großen Knopf in der Hand und meldete, die Tafel sei angerichtet. „Freut mich,“ sagte König Wichtel, „denn ich habe großen Hunger.“ Da that sich eine goldene Flügelthür auf und eine lange Tafel wurde sichtbar, die mit herrlich duftenden Speisen besetzt war. Der König und seine Schwester stiegen von dem Throne und nahmen eben an der Tafel Platz, und dann setzten sich auch die Wichtelmänner.

Die Geschwister ließen es sich trefflich schmecken, und als endlich die Tafel vorüber war, geleitete sie einer der Wichtelmänner in ein schönes Zimmer, in dem ein goldenes und ein silbernes Bett stand. Wichtel legte sich als König sogleich in das goldene, seine Schwester dagegen in das silberne Bett. Als sie auf den weichen Pfühlen ruhten, sagte der Bruder: „Schwester, wie gefällt dir's in unserm golde-

nen Schloß? Schöner kann's nirgends auf der Welt sein.“ — Das meinte die Schwester auch, seufzte aber: „Wenn doch Vater und Mutter auch hier wären.“ — „Das ist auch mein einziger Wunsch,“ sagte der Bruder, „was mögen sie wohl jetzt machen, die lieben Eltern?“ — „Ach!“ seufzte die Schwester wieder, „sie werden uns suchen, und wenn sie uns nicht finden, dann werden sie jammern und weinen.“ „Ja,“ war die Antwort, „das werden sie gewiß, denn sie hatten uns so lieb. Wenn wir nun gar nicht wieder nach Haus kommen, werden sie denken, der Wolf habe uns gefressen; weißt du, wie er Rothhäppchen fraß? Du weinst doch nicht?“ Da gab die Schwester mit leiser Stimme zur Antwort: „Ich habe nur ein paar Thränen auf das Bett fallen lassen, aber keine auf den Boden. Sei mir nur nicht böse; aber ich konnte das Weinen nicht lassen, denn mir war's vor den Ohren, als hörte ich unsre gute Mutter weinen und schluchzen. Du bist ja so still, du weinst wohl auch?“ — „Ja!“ flüsterte es im goldenen Bette, „mir kam es vor, als hörte ich unsern guten Vater uns rufen und seine Stimme klang so voller Angst und so traurig. Aber ich fange alle Thränen mit meiner Hand auf, damit keine auf den Boden fällt.“ Eine Weile weinten beide ganz still in ihren Betten; endlich fragte die Schwester mit weinerlicher Stimme: „Willst du denn für immer König bleiben und sollen wir nie wieder zu unsern lieben Eltern kommen? Das halte ich nicht aus; lieber will ich keine Prinzessin mehr sein; ich muß vor Sehnsucht sterben und dann bist du allein in dem goldenen Schlosse.“ — „Ach!“ seufzte der Bruder, „ich hatte mir's auch viel leichter und schöner gedacht, ein König zu sein; die goldene Krone hat mir die Stirn ganz wund gerieben, und viel lieber wollt' ich in dem grünen Walde mit dir Holz zusammen lesen, als immer auf dem goldenen Throne sitzen; das ist so langweilig.“ — „Weißt du was?“ klang's aus dem silbernen Bett herüber, „wir wollen jedes eine Thräne auf den Boden fallen lassen; wenn's dann auch mit der Herrlichkeit aus ist, so kommen wir doch wieder zu unsern Eltern.“ Das war ganz nach des Bruders Sinne, und so ließ jedes von ihnen eine große Thräne auf den Boden fallen. Kaum war dieses geschehen, so ging ein lautes Wehklagen durch das goldene Schloß, dann krachte und donnerte es so gewaltig, daß Bruder und Schwester zitternd aus den Betten sprangen, laut aufschrieten und die Besinnung verloren. Das Schloß war verschwunden, die Kinder lagen wie todt in der großen Halle auf dem kalten Boden und umher standen traurig die kleinen Wichtelmänner. „Habe

ich es euch nicht gesagt," sprach einer von ihnen, der einen schneeweißen Bart hatte und uralt sein mußte, „daß wir auch dieses Mal, wie schon so oft, unsern König nicht behalten würden? Die Kinder der Menschen sind gar eigener Art, auch die ärmsten haben ihre Eltern so lieb, daß sie sich nach ihnen sehnen und weinen, wenn man ihnen auch alle Herrlichkeiten der Welt bietet.“ Die Wichtelmänner setzten traurig den Kopf, denn sie hätten doch gar zu gern einen König aus den Menschenkindern gehabt. Endlich zogen sie den beiden wieder die alten Kleider an, trugen sie stillschweigend aus der Höhle in den Wald und legten sie unter die große Tanne auf das weiche Moos.

Als die Geschwister erwachten, war es heller Tag, die Sonne schien freundlich durch die grünen Tannenzweige und die Vögel sangen lustig. Die Kinder blickten einander verwundert an, sprangen aber gleich darauf laut jubelnd in die Höhe, denn sie sahen aus der Ferne ihre lieben Eltern kommen, die die ganze Nacht hindurch unter großen Mühen nach ihren Kindern gesucht hatten. Sie fielen ihren Eltern um den Hals und fragten sie und trösteten sie und erzählten ihnen, was während der Nacht geschehen war. Die Eltern aber sagten, sie hätten

das alles nur geträumt, es gäbe ja gar keine Wichtelmänner. Da schwiegen die Kinder, blinzelten aber einander heimlich zu, als wollten sie sagen: das wissen wir besser, denn wir waren bei ihnen in dem goldenen Schlosse. — Als die Geschwister später wieder einmal in dem Walde dürres Holz zusammen lasen, sagte der Bruder: „Weißt du noch, wie ich einen rothen Mantel um hatte, eine Krone trug, auf einem goldenen Throne saß und Wichtel der Erste hieß?“ Da nickte die Schwester und antwortete: „Das werde ich doch noch wissen; ich saß ja neben dir als Prinzessin auf dem silbernen Throne und hatte ein blaues mit silbernen Sternen übersätes Kleid an.“ „Wenn wir keine Thräne auf den Boden geweint hätten, so wäre ich noch heute ein König und du wärest noch immer eine Prinzessin. Aber es reut mich gar nicht," sagte der Bruder und betrachtete lächelnd seine alte, geflickte Jacke. „Mich reut's noch viel weniger," entgegnete die Schwester, „bei Vater und Mutter ist's tausendmal schöner als bei den Wichtelmännern im goldenen Schlosse.“ — „Das meine ich auch," sagte der Bruder; „aber lieb ist mir's doch, daß ich einmal König gewesen bin.“

Der beste Mann im Ort.

Von

Georg Lang.



Wer kennt den besten Mann im Ort,
Wer nennt ihn mir sofort?
Und wenn ihn niemand nennen kann:
Der Brunnen ist der beste Mann,
Der beste Mann im Ort!

Er sendet seinen Wasserstrahl
Für alle ohne Wahl;
Er füllt des Armen Krug so gern,
Wie er auch füllt dem reichen Herrn
Den prächtigen Pokal.

Und jedem gibt er ohne Geld,
So viel ihm nur gefällt,
Dem fremden Wanderer auf der Raft
So wie dem langgewohnten Gast,
Der sich ihm täglich stellt.

Auch schenket frischen Trunk er ein
Den Thieren groß und klein.
Und was an Wasser übrig ist,
Als Bächlein in die Felder fließt
Für Gras und Blümelein.

Er suchet nicht wie ich und du
Des süßen Schlafes Ruh;
Es strömt zur Nacht so voll und rein
Wie bei dem hellen Sonnenschein
Sein Wasser immer zu.

So quillt für alle in dem Ort
Sein Segen fort und fort.
Drum hör' es, wer es hören kann:
Der Brunnen ist der beste Mann,
Der beste Mann im Ort!



Der Flüchtling.

Liederspiel in zwei Abtheilungen von
Serman Schmid.

Mit Figuren-Bildern nach Zeichnungen von H. Lüders.

Personen:

Bäcker Jordan, Ortsvorsteher.	} seine Kinder.
Bertram,	
Luiſe,	
Franzel,	

Elsbeth, eine Waife.	} Nachbarkinder.
Violon, ein Bettelgeiger.	
Pirrot, der Dorfwächter.	
Bravour, Lieutenant.	

Lise,	} Kinder, Landleute, Soldaten.
Bernhard,	
Manon,	
Bravour, Lieutenant.	

Das Stück spielt in einem elſäſſiſchen Grenzdorf zur Zeit der franzöſiſchen Revolution.

Erſte Abtheilung.

Freier Platz im Dorfe mit einer großen Linde: auf der einen Seite das Haus des Bäckers Jordan, auf der andern eine ländliche Laube; im Hintergrunde hebt ſich die Bühne etwas — darüber hin freie Ausſicht mit den Ruinen einer alten Ritterburg. Bertram, Luiſe, Franzel, Liſe, Bernhard und andere Kinder tanzen einen Ringeltanz und ſingen dazu.

1. Auftritt.

Bertram, Luiſe, Franzel, Liſe, Bernhard, ſpäter Elsbeth.

Chor.

Ringe — Ringe — Reihe!
 Kinder kommt in's Freie
 Zu Geſang und Spiel.
 Blumen vielerlei
 Spendet der April,
 Hat in ſeiner ganzen Pracht
 Uns den Frühling neu gebracht,
 Fein über Nacht.

Ringe — Ringe — Reihe!
 Schwalbe, Staar und Weihe
 Hab' ich ſchon erblickt:
 Das ſind ihrer Dreie,
 Die der Frühling ſchickt!

Bald ſtellt ſich ein Vierter ein,
 Meiſter Storch auf Einem Bein
 Und klappert drein!

Nach jeder Strophe fängt der Reihentanz wieder an; während der zweiten tritt Elsbeth mit einem verdeckten Körbchen aus dem Hauſe und ſchlüpft in die Mitte der Kinder, den Rhythmus des Reigens mit anmuthigen Bewegungen begleitend; dann ſingt ſie:

Elsbeth.

Ringe — Ringe — Reihe!
 Kinder kommt in's Freie,
 Suchet huſch, huſch, huſch:
 Nach dem rothen Eie
 Sucht in Feld und Buſch. —
 Wo er auf dem Neſtlein ſaß,
 Luſtig ſpringt im grünen Gras
 Der Oſterhas!

(Nach dem Reigen drängen ſich die Kinder alle mit lautem Geſchrei um Elsbeth.)

Bertram.

Holla — Bäschen Elsbeth! Das iſt ſchön, daß
 Du auch mit uns tanzeſt! Geſchwind noch einmal
 herum!

Luiſe.

Was haſt Du denn Schönes in Deinem
 Körbchen?

Fränzel (sich an Elisabeth anhängend).

Laß mich's sehn! Fränzel will es auch sehn!

Elisabeth.

Sei nicht so ungestüm — Ihr sollt es alle sehn, aber ruhig und eins nach dem andern. . . Habt Ihr denn ganz vergessen, daß heute der Tag ist, an dem der Osterhas kommt? (Zeigt das Körbchen, in welchem rothe Eier liegen.)

Bertram.

Der Osterhas! Wahrhaftig — die schönen rothen Eier!



Luiſe.

Darauf haben wir überm Spiele wirklich ganz vergessen!

Fränzel.

Mir, mir geben, Elisabeth, die rothen Eier will ich haben!

Elisabeth.

Still, kleiner Ungeſtüm — die ſind nicht für Dich: die gehören für Vater Jordan, für den hab' ich ſie im Gebüſch gefunden — Ihr werdet wohl auch etwas finden, wenn Ihr nur ſucht! Ihr kennt das alte Sprüchwort — wer ſucht, der —

Bertram.

Wer ſucht, der findet! Kommt, kommt alle miteinander! Wir wollen in den Buſch hinein und ſuchen. . .

Alle (durcheinander).

Ja das wollen wir. . .! (Sie wollen fort; Luiſe bleibt bedenklich ſehn.)

Elisabeth.

Nun Luiſe, gehſt Du nicht mit ſuchen?

Luiſe (verlegen).

Ich. . . ich. . . ich ginge wohl gerne mit, aber da muß man unter den Zweigen durchſchlüpfen und über die Wurzeln kriechen. . . da fürchte ich mich. . .

Elisabeth.

Warum nicht gar, Du Nätzchen! Noch ſind die Sträucher ganz dünn belaubt und durchſichtig — hier herum iſt auch kein Platz, wo Ungeziefer niſten könnte. . . wovor fürchteſt Du Dich alſo?

Bertram (da Luiſe ſchweigt, neidend).

Ich will es Dir nur verrathen, Elisabeth. . . ſie fürchtet ſich vor dem Osterhasen! Selbſt Haſe!

Luiſe.

Nein nein — das iſt nicht wahr. . . aber die Spinnerlieſe hat uns neulich von der verfallenen Ritterburg erzählt und von dem wilden Mann, der darin hauſt —

Fränzel.

Ja wohl — mit dem großen weißen Bart. . .

Elisabeth.

Ei was, da hat Euch die Spinnerlieſe zum Beſten; ſie will bloß ſehen, ob Ihr wirklich ſo ungeſchickt ſeid, ſolche Dinge zu glauben. . . Geht nur, Ihr braucht Euch gar nicht zu fürchten. . .

Luiſe.

Aber — Du ſollteſt doch auch mitgehn, Elisabeth. . .

Elisabeth.

Ich kann nicht, ich muß jetzt mein Körbchen beſorgen, aber ich bin ja ganz in Eurer Nähe, daß ich Euch hören kann. Ruft nur, und wenn Ihr etwas gefunden habt, dann kommt und zeigt es mir!

Bertram.

Elisabeth hat Recht — kommt, ich gehe voran: wir wollen den Buſch nach allen Richtungen durchſuchen — ich ziehe meinen Säbel und gehe darauf los und wenn es der Osterhas wäre!

Fränzel.

Ich auch, und wenn der wilde Mann ſelber käme! (Kinder ab ins Gebüſch.)

2. Auftritt.

Elisabeth allein, dann Pächter Jordan aus dem Hauſe.

Elisabeth.

So — nun bin ich doch einen Augenblick allein und kann meine kleine Feſtgabe für Vater Jordan bereiten! Hier in der Laube iſt ſein Lieblingsplätzchen, wo er gern am Abend ſein Pfeiſchen ſchmaucht — es iſt heute ein ſo milder Frühlingstag, daß die Kinder zum erſten Mal im Freien ſpielen — da wird er auch nicht lange auf ſich warten

lassen. . . Hier muß er das Körbchen gleich finden, wenn ich es auch ein wenig in Laub verstecke — So! . . . Es ist zwar nicht viel, aber es wird ihm doch ein Zeichen sein, daß ich einsehe, wie viel ich ihm verdanke. . .

Jordan.

(Aus einer kurzen Thonpfeife rauchend, kommt aus dem Hause und bleibt einen Augenblick in der Thüre stehn.) . . . Herrliches Frühlingswetter das! Wie kurze Zeit ist es doch, daß noch überall tiefer Schnee lag und Eiszapfen und Reifsterne statt Laub und Blüthen an den Zweigen hingen, und nun ist auf einmal der volle Frühling da, beinahe über Nacht. . . Ein guter Trost! Wenn



etwas Gutes werden soll, geschieht es immer unmerklich und wie verborgen und ist da, wenn seine Auferstehungszeit gekommen ist! (Nähert sich der Laube, bemerkt Elsbeth und bleibt überrascht stehen.) Elsbeth . . . was hat die in meiner Laube zu schaffen? . . . Es muß etwas Heimliches sein, weil sie so furchtsam thut. . . Wichtig, sie will etwas im Gebüsch verstecken. . . (Tritt rasch vor und faßt sie am Arm.) Was treibst Du da?

Elsbeth (leicht aufschreckend).

Ach — Ihr seid's, Vater Jordan . . . wie Ihr mich erschreckt habt . . .

Jordan.

Das macht, weil Du ein schlechtes Gewissen hast. — Lügne nicht, ich habe es deutlich gesehn, wie Du etwas versteckt hast. . .

Elsbeth.

Das wollt' ich auch, aber ich wollt' es nicht vor Euch verstecken, Vater Jordan, sondern für

Euch, damit Ihr es finden solltet, wenn Ihr in die Laube kamt. . .

Jordan.

Faule Fische — wirst wohl meinen Winter-äpfeln einen Besuch gemacht haben . . . her damit! (Nimmt ihr das Körbchen und öffnet.) — Rothe Eier — was soll das?

Elsbeth (schüchtern aber herzlich).

Es soll nichts — als ein kleines Geschenk für Euch, Vater Jordan — weil es eben Osterzeit ist — und weil ich Euch sonst auch nichts geben kann . . .

Jordan (unwillig lachend).

Allerliebste . . . sie nimmt meinen Hühnern die Eier und macht sie mir zum Geschenk!

Elsbeth (eifrig).

Was denkt Ihr von mir! Erinnert Euch an die zwei Küchlein, die Ihr mir geschenkt — die hab' ich aufgezogen, habe die Eier sorgfältig gesammelt, der Krämer hat mir ein wenig Farbholz geschenkt — ich habe gemeint, Euch und den Kindern eine Freude zu machen — aber Euch . . . (traurig) . . . Euch habe ich wohl keine Freude gemacht. . .

Jordan (seinen Unwillen absichtlich fest haltend).

Ei was Freude! Wie kann mir das Freude machen! Wenn die Hühner auch Dein sind, wovon legen sie denn die Eier, als von meinem Futter?

Elsbeth.

Nein, Vater Jordan, das thun sie nicht. — Ihr habt mir in der Aernte erlaubt, Lehren zu lesen: das hab' ich gethan und habe so viel bekommen, daß ich noch einen schönen Vorrath habe . . . also müßt Ihr meine Eier doch annehmen und ein gutes Gesicht dazu machen. . . (Will ihm das Körbchen freundlich ausnützig.)

Jordan (es abweisend).

Dummes Zeug — laß mich mit Deinen Eiern in Ruh!

Elsbeth (schmeichelnd).

Das thu' ich nicht, denn wenn Ihr Euch noch so zornig anstellt, weiß ich doch, daß es nicht Euer Ernst ist. . .

Jordan.

Albernes Ding, Du wirst viel wissen von meinem Ernst!

Elsbeth.

O — ich bin nicht so ungeschickt, als Ihr mich haltet! . . . Was ich weiß? Ich weiß, daß vor zehn Jahren in der Nähe des Dorfes Flüchtlinge verunglückten . . . daß ein vierjähriges Mädchen, das sie vermuthlich verloren hatten, halb erfroren im Schnee gefunden wurde . . . ich weiß, daß niemand nach dem Kinde fragte und sich desselben annehmen wollte — niemand bis auf Einen, der den armen Wurm in sein Haus aufnahm und mit seinen eignen Kindern großzog — und ich weiß, daß der Mann meine rothen Eier nicht verschmäht. . . ! (Sie hat seine Hand erwischt und beugt sich gerührt darüber.)

Jordan (drängt sie von sich.)

Ich aber weiß, daß ich mit all' diesem verschont sein will . . . ein für allemal! Hörst Du's wohl — ein für allemal. . . (Geht unmutig hin und wieder.) Sieh lieber nach Deinen Ziegen — wenn auch Feiertag ist, wollen die Thiere doch fressen. . . (Geht rasch ins Haus, auf der Schwelle hält er inne.) — Höre . . . Was ich noch sagen wollte. . . Weil die Eier doch einmal da sind, kannst Du sie mir hinauf in meine Stube stellen! (W.)

Elsbeth.

(Hat wie weinend die Schürze vor's Gesicht gehalten, dabei aber Jordan von der Seite beobachtet.) . . . Ich hab' es ja gewußt, daß er es nicht über's Herz bringt, mir die Freude zu verderben — wenn er auch gerne zankt und strenge thut, inwendig ist er doch nicht böse! . . . Jetzt will ich doch schnell nach den Kindern sehn und dann das Körbchen in die Stube stellen. . . (Lautes Geschrei der Kinder hinter der Scene.) Was hör' ich! Welch' Geschrei. . . Was muß denn da geschehen sein. . . (Gilt den Kindern entgegen.)

3. Auftritt.

Elsbeth, alle Kinder, welche schreiend hereingelaufen kommen und sich um Elsbeth drängen; dann Violon, ein blinder Greis mit einem großen weißen Bart, in abgetragener Kleidung, Violine und Bogen anhängend, mit einem starken Wanderstabe den Weg vor sich suchend.

Elsbeth.

Nun, was habt Ihr denn, Ihr Schreihälse? Seid Ihr so sehr über die Eier erfreut oder hat Euch doch der Hase erschreckt?

Vertram.

O vor dem hätte sich wohl keines gefürchtet, aber . . .

Elsbeth (ungeduldig).

Aber?

Luisa.

. . . Der wilde Mann? . . .

Elsbeth.

Also schämt Ihr Euch wirklich nicht, so dumm zu sein!

Luisa.

O wir sind nicht dumm — er war es leibhaft, wie die Spinnerliese ihn beschrieben hat. . .

Fränzel.

Mit dem großen weißen Bart.

Elsbeth.

Nun, dann bleibt nichts übrig, als daß ich mit Euch gehe und Euch Eurer Thorheit überführe! Kommt mit in den Busch. . . (Wie sie abgehen will, hängen sich die Kinder wieder schreiend an sie an.)

Kinder (durcheinander).

— Da ist er schon wieder!

Violon.

Ich höre Geschrei von Kindern, die sich vor mir

zu fürchten scheinen . . . wenn jemand Erwachsenes hier ist, zu dem ich sprechen kann, so bitte ich es mir zu sagen. . .

Elsbeth.

Wenn ich auch nicht zu den Erwachsenen gehöre, müßt Ihr mir doch ansehen, daß ich groß genug bin, mich nicht vor Euch zu fürchten. . .

Violon.

Jetzt da ich Dich sprechen höre, mein Kind, und dem Tone Deiner Stimme folgen kann, jetzt sehe ich wohl Deine Gestalt, aber nur unvollkommen, wie durch einen dichten Nebel. . . Ich bin blind, mein gutes Mädchen, und habe eben nur so viel Lichtschein in meinen Augen, daß ich mich an meinem Stabe forttafeln und mit meiner Geige mein tägliches Brod von Thüre zu Thüre suchen kann. . .

Elsbeth (zu den Kindern).

Seht Ihr nun, wie ungeschickt Ihr wart, den armen Mann zu fürchten und vor ihm davon zu laufen, statt ihm in seiner Blindheit beizustehn, ihn zu führen. . .

Vertram.

Ja wir sind recht dumm gewesen, aber wir wollen es wieder gut machen. . . Kommt, blinder Mann, laßt Euch hier in die Laube führen.

Luisa.

Da könnt Ihr Euch niedersetzen und ausruhen — Ihr werdet müde sein. . .

Fränzel.

Und hungrig bist Du gewiß auch, wilder Mann — da hast Du mein Besperbrod — ich schenk' es Dir. . .

Lise.

Und ich habe mir noch einen halben Apfel aufgepart — nimm ihn nur. . . er ist recht saftig und süß. . .

Elsbeth.

Nehmt vorlieb, Herr — Ihr sollt schon eine bessere Mahlzeit haben. . . Ihr werdet doch wohl die Nacht über hier bleiben. . . verzeiht, Herr, ich möchte nicht unbescheiden sein, aber ich weiß ja nicht, woher Ihr kommt und wohin Ihr geht und wie ich Euch behilflich sein könnte. . .

Violon.

Gib mir Deine Hand, mein Kind — Du scheinst ein gutes, kluges Mädchen zu sein und Deine Stimme hat einen Ton, der mir ganz eigenthümlich zu Herzen geht! Dir will ich nichts verhehlen — wenn ich überhaupt etwas zu verhehlen habe. . . Ich komme aus Paris, wohin ich schon in jungen Jahren aus Deutschland, meiner eigentlichen Heimath, gezogen war, weil ich mit meiner Geige dort mein Glück zu machen hoffte. Ich hatte mich auch nicht getäuscht — der gute König gab mir eine Stelle unter seinen Hofmusikern — eine theure Tochter mit ihrem wackern Manne und eine kleine Enkelin bildeten bald einen häuslichen Kreis um mich, in wel-

dem alles Glück zu Hause war... Ich habe sie alle, all' meine Lieben begraben und verloren... die vielen Thränen, die ich darüber vergoß, machten mich unfähig, meinen Dienst in der Kapelle zu versehen — aber der gnädige König schützte mich durch einen Ruhehalt, bis er sich selber nicht mehr zu schützen vermochte vor dem wüthenden Volk... Als sein edles Haupt auf dem Blutgerüste fiel, vermochte ich es nicht, meinen Grimm und Gram zu unterdrücken — laut sprach ich meinen Schmerz und meine Entrüstung aus — wenige Tage darnach lag ich im Kerker und sollte denselben blutigen Weg wie mein König gehn.

Elsbeth.

Armer Mann! (Die Kinder bilden eine traurig neugierige Gruppe.)

Violon.

Unter den Kerkerwächtern fand ich unvermuthet einen Freund... er war Pultrträger gewesen im Orchester... der ließ mich entrinnen und drückte mir noch die Geige in die Hand... „Ich sollte mich auf den Weg machen“, sagte er, „man habe es nun mit gar vielen vornehmern und wichtigern Köpfen zu thun — da werde man den eines alten, halbblinden Geigers nicht vermiffen und ihm nicht nachspüren.“ Und er hat Recht gehabt — niemand hat mich bis jetzt angehalten, es kann nicht mehr weit bis zur Grenze sein.

Luis.

Freilich nicht — kaum eine Stunde! Wenn Ihr dort hinter der alten Burg hinunter seht, der Fluß, der so heraufbligt, das ist die Gränze...

Bertram.

Wie redest Du doch daher — wenn er blind ist, kann er ja nicht sehn!

Luis.

Ach, das hatt' ich ganz vergessen — es ist wohl recht hart, blind zu sein: ich kann es mir gar nicht vorstellen!

Violon.

Wohl ist es hart, mein Kind — der Himmel bewahre Deine klaren frischen Kinderaugen — die meinen sind trüb geworden vor Kummer und Alter! Aber ich darf ja nun hoffen, bald am Ziele zu sein. Morgen bin ich ja in meiner deutschen Heimath... ich habe dort einen Bruder zurück gelassen, der ein berühmter Arzt geworden... vielleicht finde ich ihn... vielleicht finde ich jemand von den Seinen noch am Leben, und wenn es nicht ist — dann bleibt dem Blinden noch die letzte Hoffnung, aber auch die sicherste, die ihn gewiß nicht täuscht! (Er erhebt sich, preludirt kurz auf der Geige und singt zu derselben das „Lieb des Blinden“.)

Violon.

Ein müder Greis am schwanken Wanderstabe
Tast' ich allein die harte Straße hin:
Die Geige nur, die meine ganze Habe,
Ist mir Gefährtin, ist mir Trösterin!
Ob neu die Sonn' zum Schaffen aufersteht,
Ob sie zur Ruhe glanzvoll niedergeht:

Deutsche Jugend. VIII.

In meine dunklen Augen strahlst Du nicht,
Erloschen bist Du mir, Du heilig Licht!
O Himmels Blau! O Grün in Wald und Auen!
O Sternenglanz im nächtlichen Azur!
Einst war's auch mir gestattet, Euch zu schauen,
— Jetzt lebt Ihr mir in der Erinnerung nur,
Und wenn, erweckt von meiner Geige Klang,
Sich eine Hand mir beut im Mitleidsdrang
— Ach, Deinen Strahl im Menschenangeficht,
Ich seh' ihn nimmermehr, Du heilig Licht!



Hab' nur Geduld, Du alte, liebe Geige,
Und bleibe treu mir auf dem schweren Gang,
Daß sich zu mir das Herz der Hörer neige:
Hab' nur Geduld — es währet nicht mehr lang!
Den blinden Mann, der all sein Glück verlor,
Die Eine Hoffnung nur hält ihn empor:
Wenn sein verfinstert Aug' im Tode bricht,
Geht neu ihm auf das Leben und das Licht!
(Kleines Nachspiel — Elisabeth drückt ihm die Hand.)

Elsbeth.

Getrost, Herr, getrost — wenn es auch verhüllt
ist, am Himmel bleibt das Licht doch! — Morgen
führ' ich Euch selbst über die Gränze, ich kenne alle
Wege, daß Euch kein Hinderniß vorkommen soll...
diese Nacht aber ruht aus. Ihr sollt wohl behütet
und gebettet sein!

Violon.

Du willst mich wohl in's Haus Deiner Aeltern
führen, gutes Kind?

Elsbeth.

Ach, Herr — ich habe kein Aelternhaus, in das ich Euch führen könnte — ich bin eine Waise, die von fremdem Mitleid lebt, aber Ihr sollt darum doch nichts vermissen . . . Nun, Kinder, wie ist es mit Euch? Habt Ihr über der traurigen Geschichte und dem Liede ganz auf Eure Lustbarkeit und auf die rothen Eier vergessen? Ihr habt ja noch gar nicht die Hälfte gefunden . . . sucht doch weiter, nun habt Ihr gewiß keine Ursache mehr, etwas zu fürchten.

Bertram.

Ganz recht, Elsbeth — wir wollen suchen — nun werden uns die schönen Eier erst doppelt freuen . . .

Luisa (zu Violon).

Behüt' Euch Gott, Herr, und seid nicht böß, daß wir so ungeschickt waren.

Fränzel.

Da hast Du meine Hand, wilder Mann — ich fürchte Dich gar nicht und das schönste Ei, das ich finde, das schenk' ich Dir . . .

Elsbeth (bei Seite).

Ich darf es nicht wagen, den Mann zu Vater Jordan zu bringen, er ist böß gelaunt heute — hinterher aber wird er gewiß sagen, daß ich Recht gehabt habe . . . (Laut zu Violon, während die Kinder zur einen Seite abgehen, indem sie ihn nach der andern Seite führt.) Kommt, unglücklicher alter Mann — Ihr sollt so ungestört und sicher ruhn wie im Himmel — das verspreche ich Euch! (Beide ab.)

4. Auftritt.

Aus dem Hause kommen Pächter Jordan und Pirrot, der Dorfwächter, in Uniform. Jordan hat ein offenes Schreiben in der Hand, das er noch einmal überblickt und dann mit einer Geberde des Unwillens auf den Tisch in der Laube wirft.

Jordan.

Ich wollte, ein schwefelgelbes Donnerwetter schläge darein, daß ich von der ganzen Geschichte nichts mehr hören dürfte!

Pirrot.

Was habt Ihr denn, Bürger Jordan? Cric-Crae, Ihr thut ja so zornig, als wäre Euch das größte Unglück widerfahren.

Jordan.

Als ob ich nicht Grund genug dazu hätte! Nicht einmal an einem Feiertage hat man Ruhe vor den Geschäften — noch dazu heute, am zweiten Ostertag!

Pirrot.

Ah, seid Ihr auch einer von denen, die noch immer an dem alten Krimskrans hängen? Cric-Crae, die Feiertage sind abgeschafft. — Wenn die Menschen alle gleich sind, warum sollte zwischen den Tagen ein Unterschied sein? — Ihr solltet eigentlich vor Freude ganz außer Euch sein: eine so herrliche Ge-

legenheit, Euer Glück zu machen, findet Ihr so leicht nicht wieder. In dem Schreiben da, das ich Euch gebracht, ist der Steckbrief für einen Flüchtling enthalten, für einen Königlichen, einen Aristokraten, der sich nach Deutschland über die Grenze schleichen möchte. Da seht nur her: „Auf Befehl des Convents — Paris den 18. Floréal — Robespierre!“ Wenn es uns gelänge den Verbrecher auszuspähen..

Jordan (für sich).

Wenn ich dem Burschen nur sagen dürfte, wie satt ich der ewigen Spürerei bin.



Pirrot (fortfahrend).

Und warum sollte es uns nicht gelingen, wenn Ihr mir beisteht? — Es ist ein Preis von tausend Livres auf den Kopf gesetzt, ich lasse Euch zwei Drittel davon und begnüge mich mit dem einen Drittel. — Ehrlicher kann man gewiß nicht theilen! Cric-Crae! und ebendrein wird's noch heißen: „der Maire Jordan von Villier hat seine Pflicht gethan für's Vaterland!“

Jordan (unwillig).

Laßt mich in Ruhe! Ich bin nicht Maire sondern Bürgermeister! Ich heiße nicht Schordang, sondern Jordan; und das Dorf heißt Weiler und nicht Villier, und daß ich meine Pflicht thue, dazu braucht man mich eben so wenig aufzumuntern, als ich mich dafür bezahlen lasse.

Pirrot.

Crie-Crae! Das klingt ja beinahe, als ob Ihr auch noch über den Rhein in's Reich hinein gucktet und nach mehr als hundert Jahren noch nicht gelernt hättet Franzose zu sein.

Jordan.

Das sind wir auch nicht und werden's niemals werden, wenn wir auch unter Frankreich stehen und gute Bürger sein wollen — wir Bauern wenigstens wollen deutsch bleiben!

Pirrot.

Crie-Crae! Ihr redet Euch um den Kopf, Herr Bürgermeister Jordan von Weiler. Wenn ich das nun dem Convent erzählte?

Jordan. (Tritt hinter ihn und klopf ihm auf die Schulter.)

Dann werde ich dem Convent von dem Gemeindevächter Pirrot in Villier erzählen, der bei dem letzten Durchzug von Truppen einen Sack von der Kriegscassa gefunden haben soll.

Pirrot.

Ihr werdet doch nicht des Teufels sein, Bürger, und werdet Spaß verstehen? Meinetwegen — so haltet denn Euren Feiertag, ich werde den flüchtigen Verbrecher auch allein ausfinden und Euch gehörig auslachen, wenn ich auch die Belohnung allein behalte.

Jordan.

Ich wünsche Euch Glück dazu!

5. Auftritt.

Die Vorigen, Bertram und alle Kinder, welche mit Ostickern in ihren Hüten und Mägen zurückkommen und den Vater jubelnd begrüßen, später Elsbeth.

Bertram.

Hier, Vater, sieh doch nur die schönen rothen Eier!

Fränzel.

Die hat uns der Osterhase gelegt!

Pirrot.

Dummer Junge! Er glaubt wirklich, daß der Hase Eier legt!

Luise.

Freilich! Die Elsbeth hat es gesagt und die muß es besser wissen.

Fränzel.

Und ich hab' den Hasen davon springen sehen; ich hab' ihn so genau gesehen, wie vorhin den wilden Mann...

Jordan.

Was faselst Du da von einem wilden Mann?

Fränzel.

Nun, den wir vorhin im Gebüsch gefunden haben.

Bertram.

Der Blinde mit seiner Geige und dem großen, weißen Bart.

Pirrot.

Blind? Weißer Bart? Geige? Das ist ja auf's Haar die Beschreibung, wie in dem Befehl da... Laß doch noch einmal sehen — richtig, es trifft alles zu auf ein Haar.

Jordan.

Es scheint in der That so. Wo ist der Fremde?

Bertram.

Das wissen wir nicht, Vater, er ist mit Elsbeth fortgegangen.

Jordan.

Dann werden wir es gleich erfahren, da kommt sie eben.

Pirrot.

Nur näher, näher! Komm' das Jüngferchen nur näher, sie braucht sich gar nicht zu scheuen.

Elsbeth.

Ich scheue mich auch vor gar niemand, am wenigsten vor Ihm, wenn Er auch seine Uniform anhat. Was will Er von mir?

Pirrot.

Crie-Crae! Ich will dem Jüngferchen sagen, daß sie ein Glückskind ist. Schnell heraus damit... Wo ist der fremde Mann, der blinde Bettelgeiger?

Elsbeth.

O, um den braucht Ihr Euch nicht zu sorgen, der ist gut aufgehoben.

Pirrot.

Das Wie kümmert mich ganz und gar nicht, aber wo er sich befindet, das möchte ich wissen.

Elsbeth.

Und warum wollt Ihr das? Was wollt Ihr von ihm?

Pirrot.

Von ihm? Nicht viel, aber ihn selbst will ich, Crie-Crae! es ist ein Verbrecher, der mit Steckbriefen verfolgt wird, da steht alles in dem Befehl: „Im Auftrage des Convents. Paris den 18. Floréal — Robespierre...“

Elsbeth.

Das ist nicht möglich, so ehrwürdig kann kein Mann aussehen, der ein Verbrechen auf dem Gewissen trägt.

Jordan.

Das verstehst Du nicht, Kind, und hast Dich auch nicht darum zu kümmern. Der Mann wird als Verbrecher von Gesetz und Gericht verfolgt — die haben über ihn zu entscheiden und die Entscheidung zu verantworten. Rede also, wo befindet er sich?

Elsbeth (in großer Unruhe).

Wie, Vater Jordan? Ich hab' Euch doch gesagt, daß ich den Mann gut aufgehoben wisse, und soll ihn nun selber anzeigen, soll ihn seinen Verfolgern ausliefern? Seht! Ich hätte ja nur zu sagen gebraucht, daß ich seinen Aufenthalt nicht wisse; aber ich kann und mag nicht lügen. Darum fragt nicht mehr. Ich habe dem Mann versprochen, daß er sicher sein soll, und jetzt wollt Ihr, daß ich ihn verrathe? Das ist nicht Euer Ernst, Vater Jordan!

Jordan.

Mein völliger Ernst, damit Du und ich nicht in Verdacht kommen, als wollten wir flüchtige Verbrecher beschützen. Also nenne den Aufenthalt des Mannes.

Elsbeth (nach kurzem Besinnen fest).

Niemals . . .

Pirrot.

Cric-Crac, das werden wir sehen! Wenn der Knirps nicht gutwillig reden will, gibt es wohl Mittel, ihn dazu zu zwingen. Zuerst ist die Reihe an Euch, Bürger Maire von Villier! Ihr seid ihr Pflegevater und Herr, also befehlt.

Jordan.

Nun Elsbeth — meiner Bitte hast Du Dich nicht gefügt, ich muß Dich also ernstlich auffordern. Willst Du den Aufenthalt des Verbrechers wirklich nicht angeben?

Elsbeth (wie oben).

Nein . . .

Jordan (in aufsteigendem Zorn).

Nein? Weißt Du auch, was Du thust, wenn Du so sprichst?

Elsbeth.

Ich glaube es zu wissen. — Ich habe dem Flüchtling eine sichere Freistatt versprochen, und will Wort halten.

Jordan.

Und was Du mir dadurch anthust, weißt Du das auch? Du bringst mich in den furchtbarsten Verdacht — in einen Verdacht, der zur jetzigen Zeit beinahe schon einem Todesurtheile gleich ist — der jedenfalls mein und meiner Kinder Glück vernichtet. Willst Du mir das, was ich an Dir gethan, auf solche Art vergelten? Willst Du noch schweigen?

Elsbeth.

(Stürzt sich ihm in Thränen ausbrechend zu Füßen und faßt seine Hand.) Verzeiht mir, Vater Jordan, daß meine Unbedachtsamkeit solches Leiden über Euch bringt, aber Gott im Himmel ist mein Zeuge, ich kann nicht anders.

Jordan (sich kalt von ihr losmachend).

Gut, dann muß ich thun, was ich mir selber und meinen Kindern schuldig bin, und muß unwiderleglich beweisen, daß ich keinen Antheil habe an Deiner That. — Geh, ich sage mich los von Dir. —

Von diesem Augenblicke an ist in meinem Hause kein Platz mehr für Dich . .

Elsbeth (schmerzlich ausschreitend).

Vater!

Jordan.

Der bin ich nicht mehr, wenn Du auf deinem Schweigen beharrst.

Elsbeth.

O Vater! Ihr brecht mir das Herz, aber ich kann nicht anders, ich kann den armen blinden Greis nicht verrathen — er ist gewiß unschuldig.

Jordan.

Desto besser für ihn, in jedem Sinne — Du aber wirst ihn doch nicht retten noch verhindern können, daß seine Zuflucht entdeckt wird.

Elsbeth.

Dann trage ich wenigstens keine Schuld daran. — Retten kann ich ihn wohl kaum, aber ihn verrathen werde ich nie.

Jordan.

Dann bleibt es bei meinem Wort, Du gehst und verlässest mein Haus! Ich werfe die Pflichten, die ich für eine Fremde freiwillig übernahm, von mir. — Du hast Dich selbst wieder zu einer Fremden gemacht . . . Geh!

Pirrot.

Cric-Crac, so ist es recht! Das heißt als Mann gesprochen und gehandelt, Bürger — ich will die Spitzbubenhehlerin gleich in Empfang nehmen.

Jordan (dazwischen tretend).

Das nicht, Pirrot, das verbiet' ich Euch! Ihr habt gehört, daß ich sie verließ, aber von der Schwelle, an der sie als Kind aufgenommen wurde, soll sie nicht als Gefangene weggeführt werden. — Ist sie draußen, außer meinem Schutz — dann thut mit ihr, wie Ihr die Macht habt.

Pirrot.

Das soll geschehen! Verlaßt Euch darauf! Sie soll mir so wenig entkommen, wie der blinde Landstreicher. Ich habe bereits die Bauern aufgeboden und in das nächste Städtchen um Soldaten geschickt. Cric-Crac, dann wird man Dich wohl lehren, den Mund aufzumachen — Du — Du Landesverräterin! (Ab — Jordan in's Haus.)

6. Auftritt.

Elsbeth, die Kinder, später Jordan.

Elsbeth.

(Ist mit gerungenen Händen auf den Knien liegen geblieben; die Kinder drängen sich an sie.) O Gott, mein Gott, was habe ich gethan! Wohin hat mein mitleidiges Herz mich geführt! Und doch — wenn ich mich wieder und wieder frage, was ich denn eigentlich gethan, so kann ich nicht begreifen, daß es so schweres Unrecht ist . . .

Vertram.

Liebe Elsbeth, willst Du denn wirklich fort von uns?

Luise.

O bleib' doch bei uns und thu' dem Vater seinen Willen!

Fränzel.

Du darfst nicht fort — ich hab' Dich so lieb.

Elsbeth.

O meine lieben, lieben Kinder, Ihr macht mir das Herz noch schwerer, als es ist! Wie gerne bliebe ich bei Euch, aber ich habe ja hier keine Heimath mehr und muß hinaus in die Fremde. Habt nur den Vater recht lieb, versprecht mir's, und macht ihm Freude — auch für mich (schluchzend) ich — ich darf es ja nicht mehr.

Jordan.

Da ist Dein Bündel. Alles was Du trugst, als man Dich sand, ist sorgfältig darin enthalten. Den Anzug, den Du trügst, schenke ich Dir... Brod, Fleisch und ein Fläschchen Wein habe ich Dir auch hinein gethan, damit Du nicht gleich im ersten Augenblick Noth leibest — wenn es Dir vielleicht doch gelingt, den Verfolgern zu entkommen.

Elsbeth.

Vater! Vater! Ist es denn möglich, so könnt Ihr Eure Elsbeth fortschicken, die Ihr immer so lieb gehabt?!

Jordan.

Ich muß — Du selber hast es gewollt.

Elsbeth.

(Rafft sich auf, ergreift den Bündel und wankt nach der Anhöhe im Hintergrunde.) So lebt wohl! (Hält auf der Anhöhe inne und blickt und winkt zurück.) Jetzt habe ich keinen Vater mehr, als den im Himmelreich —! Vielleicht hilft er mir aus der Gefahr; dann will ich jeden Tag für Euch beten und Euch danken für all das Gute, das Ihr der armen Elsbeth gethan. — Wenn ich aber zu Grunde gehe, dann betet Ihr für mich... ich kann nicht anders. (Sie geht ab; während der letzten Worte ist leise Musik eingefallen und begleitet sie. Jordan steht abgewendet, die Kinder bilden eine trauernde Gruppe. Der Vorhang fällt.)

Zweite Abtheilung.

(Verfallenes Gewölbe in einer Burgruine, im Hintergrunde führt eine enge schadhafte Treppe in die Höhe, links ein großer Steinisch, rechts der Eingang in eine innere Halle. Elsbeth kommt vorsichtig um sich blickend die Treppe herab.)

1. Auftritt.

Elsbeth allein, sie trägt ihren Wanderbündel; später Violon.

Elsbeth.

Endlich bin ich hier. Kaum vermag ich Athem zu holen, so sehr bin ich gelaufen, und doch ist mir der Weg herauf zum Donner-Stein nie so lang

vorgekommen, als heute! Die Dämmerung bricht bald ein, es ist keine Secunde zu verlieren. Der Gemeinewächter wird nicht ruhen, bis er eine Spur gefunden, und wird sicher auch diese Trümmer nicht undurchsucht lassen — nur die nächste Stunde ist also noch unser, wenn der arme Mann gerettet sein soll. (Sie ruft in den Keller hinein.) Wo seid Ihr, Herr? Kommt eilig heraus, wir haben nur noch wenig Zeit vor uns...

Violon. (Kommt aus dem Keller heraus.)

Hier bin ich.. So kommst Du doch, mein gutes Mädchen? Ich dachte schon, Du habest meiner vergessen.

Elsbeth.

Wie könnt Ihr denken, daß ich Euch vergessen und nicht kommen würde? Ich habe es ja versprochen.

Violon.

Ja, ja, an Deinem Willen habe ich nicht gezweifelt, aber Du wirst es im Leben schon noch erfahren, wie oft der beste Wille durch Verhältnisse gebunden und nicht selten in sein Gegentheil verwandelt wird.

Elsbeth. (Traurig, halb für sich.)

Das brauche ich wohl nicht erst zu erfahren — aber nehmt jetzt Speise und Trank, Herr! Hier ist auch ein Gläschen Wein. Stärkt Euch! Ihr werdet alle Kraft nöthig haben.

Violon.

Ich danke Dir. Ich bin gewöhnt mit dem Nothwendigsten zufrieden zu sein, und Du bewirtest mich wie einen Fürsten. Du wirst doch nicht um meinetwillen fremdes Eigenthum —

Elsbeth.

O nein! Seid ganz ruhig. Alles was ich Euch gebe ist mein schwer genug erworbenes Eigenthum.

Violon.

Sage mir doch, wohin du mich gebracht, wo wir uns eigentlich befinden?

Elsbeth.

In dem verfallenen Bergschlosse Donnerstein. Es liegt schon viele hundert Jahre in Trümmern, aber ein Keller ist noch darinnen erhalten und wird, wenn der Wein besonders gut geräth, von Vater Jordan noch benützt; sonst kommt selten Jemand in die Ruine herauf, ehe die Kastanien reif sind — nur ich bin fast jeden Tag da und weide meine Ziegen. (Mit schallhaftem Lachen.) Ihr müßt wissen — die Leute fürchten sich vor den Ruinen... Sie sagen, es sei nicht geheuer darinnen, und von Zeit zu Zeit höre man einen Geist singen, der die Wanderer verlocken wolle. — Ich weiß ein Lied davon, Herr, und will's Euch vorsingen, während Ihr das Fläschchen austrinkt.

Violon.

Singen willst Du? Fürchtest Du nicht, daß man den Gesang draußen vernimmt und daß er Späher oder Neugierige herbeilockt?

Elsbeth. (Wie eben.)

O nein! Sie werden glauben, es ist der Burggeist, der singt, und im Grunde bin ich auch der Burggeist, denn manchmal, wenn mich das Unwetter zwingt mit meiner Herde hier eine Zuflucht zu suchen, fange ich nach Herzenslust zu singen an... es hat einen gar eigenen Hall in dem alten Gewölbe. Hört nur! (Singt.)

Lied.

In den Trümmern da droben am Donnerstein
Liegt ein mächtiger Keller voll altem Wein,
Der ist tief in den Felsen versunken!
Mit Singen locket den Wandersmann
Die Schenkin hinauf und kredenzt ihm dann
Wein in silberner Kann' —
Wie kein Durstiger noch ihn getrunken.

Und wer ihn geschürfet mit redlichem Muth,
Dem ist er gesegnet, gedeihet ihm gut
Und wird ihn für immer beglücken;
Aber wer da geborgen im Herzen den Schall,
Den ergreifen die Geister zu tüchtiger Wall
Und zerbläuen ihm den Balg,
Daß ihm judet auf ewig der Rücken.

Violon.

Ich danke Dir, mein Kind, für den Gesang.
Deine Stimme geht zum Herzen und kommt aus
einem muntern Gemüth; Gott erhalte sie Dir beide!
— Aber es muß schon spät sein, darum kehre jetzt
heim, daß Deine Angehörigen nicht zürnen, oder
Deinetwegen in Sorgen gerathen... Auch ich fühle,
daß ich heute weit gewandert bin, und sehne mich
nach Ruhe!

Elsbeth.

Ach Gott! Mich dünkt, mit dem heitern Gemüth,
mit dem Heimkehren und mit der Ruhe ist
es aus! In der kurzen Zeit, seit wir von einander
gingen, ist alles ganz anders geworden und ich kann
auch Euch die Ruhe, die Euch so sehr noth thäte,
nicht vergönnen. Ihr seid hier nicht mehr sicher
und müßt fort — so schnell, als möglich.

Violon.

Wie? Hätten meine Feinde sich doch noch meiner erinnert?
Sollten sie mich verfolgen und noch am Ende meine Spur entdeckt haben?

Elsbeth.

Ja guter Herr. Es ist ein Befehl aus Paris gekommen,
in dem Ihr von Fuß bis zu Kopf beschrieben seid.
Bald werden sie nach allen Seiten ausziehen Euch zu suchen.

Violon. (Ergrißen aber fest.)

So bin ich dennoch verloren! So habe ich den weiten Weg mühsam durchwandert, um noch an der Schwelle der Rettung zu fallen!.. In Gottes Namen!
Mögen sie die wenigen licht- und freudenlosen Tage,
die meiner noch harren, hinnehmen. — Ich beklage sie nicht!

Elsbeth.

Nein, nein, Ihr dürft nicht verloren sein! Ich habe versprochen, daß ich Euch rette, und ich will es halten!
Wie es dunkel geworden, führe ich Euch durch die Trümmer in den nahen Wald — haben wir erst diesen erreicht, dann seid Ihr geborgen.
Vom Hüten meiner Ziegen her kenne ich die geheimsten Wege,
besser als alle im Dorfe... Ich führe Euch hinunter an den Strom und über denselben hinüber... ich weiß, wie und wo die Kähne festgebunden sind —

Violon.

Nein, mein Kind! Nimmermehr werd' ich zugeben,
daß Du Dich meinerwegen so großen Gefahren aussetzest.
Ueberlaß mich meinem Schicksal und kehre zu den Deinigen zurück — Mein Dank und mein Segen begleiten Dich!... Aber, wie ist mir denn?
Sagtest Du nicht eben, es sei auch für Dich mit der Heimkehr vorbei? Wie soll ich das verstehen?

Elsbeth. (Mit mühsam verhaltenen Thränen.)

Wie's eben lautet, Herr! Es ist vorbei mit der Heimkehr,
weil ich keine Heimath mehr habe, und wenn Ihr mich mitnehmen wollt — gehe ich mit Euch in die weite Welt.

Violon.

Verstehe ich Dich recht, verstohlen? Doch nicht um meinetwillen? O ich errathe alles. — Plötzlich wird es mir klar...! Weil Du mich hier verborgen,
weil Du Dich vielleicht geweigert, meine Zuflucht zu verrathen — hat man Dich arme Waise der Deinigen beraubt. (Lebhafter fortfahrend, da Elsbeth schweigt.)
Braves Mädchen! Aber ich nehme ein solches Opfer nicht an — Du sollst Deine Jugend und Deine ganze Zukunft nicht um den Lebensrest eines alten Mannes hingeben,
der auch ohne Dich den Weg finden wird, sich seinen Verfolgern zu stellen.

Elsbeth. (Stellt sich Violon in den Weg.)

Nein das sollt Ihr nicht, ich laß' Euch nicht Herr — (Zunehmend erschrocken.) Horch, was ist das?
Sind das nicht Schritte... es kommt die Treppe herunter (sieht vorsichtig die Treppe hinauf) es ist der Wächter... schnell in den innern Keller hinein! Dort ist's finster, vielleicht wagt er sich nicht hinein.
(Mit Violon in den innern Keller ab. Elsbeth nimmt ihren Bündel und die Speisen mit, läßt aber in der Eile das Gläschen stehen.)

2. Auftritt.

Pirrot (kommt langsam die Treppe herab und sieht sich vorsichtig nach allen Seiten um).

Pirrot.

Alles still? Und ich wollte doch darauf schwören, ich hätte so eben singen gehört. Sollte das der Burggeist gewesen sein? (Sich schüttelnd.) Pr... Wenn er jetzt wieder anfinge — plötzlich — und so ganz in meiner Nähe, ich wäre des Todes! Warum wage ich mich auch so mutterseelenallein da herunter...

Cric-Crae, für sechs Livres den Monat ist das ein zu großer Aufwand an Courage! (Nachsinnend.) Aber wenn es hier unten gesungen hat — und gesungen hat's, das bezeugen meine Ohren — dann kann's kein Geist gewesen sein. Ein Geist hat keinen Körper, also hat er auch keine Kehle, und die Kehle ist zum Singen so unentbehrlich als zum Trinken. Frisch also, Cric-Crae! sei keine Memme und gehe darauf los. (Will in den innern Keller und kommt an den Steinisch, wo die Weinflasche steht.) Ich weiß nicht, was das ist, aber da duftet etwas so angenehm, so wohlbekannt, beinahe als wäre es Wein... Sollte der Duft aus dem verwünschten Keller kommen? Nein, das ist wirklicher Wein, das bezeugt mir meine Nase und auf die kann ich mich in dem Punkte verlassen. Wichtig — da steht auch schon die Flasche! (Nimmt an der Flasche.) Nicht übel... wenn es mein Spitzbube ist, dem die Flasche gehört, so hat er sich ganz gut verproviantirt. — Und noch über die Hälfte voll! — Pirrot, sei auf Deiner Hut, das hat was zu bedeuten. Das bedeutet, es hat jemand die Flasche hieher getragen und geöffnet — es bedeutet aber auch, daß der Jemand noch hier ist, denn eh' man eine Flasche ausgetrunken hat, geht man nicht fort, das weiß ich... Auf der Spur wären wir also, aber was nun weiter? Dringe ich gleich in den Keller ein, um den Verbrecher zu packen? Das größte Aufsehen würde es allerdings machen, wenn ich es so ganz allein vollbrächte, überdies ist er alt und blind... Ich thu's! — (Will auf die Thüre los.) Wer weiß aber, ob es auch wahr ist? ob er nicht, wenn es auf den Ernst ankommt, den alten weißen Bart herunter und dafür ein Paar junge Augen aufreißt, so frisch wie die meinigen. (Retirt.) Ich denke, es wird doch am besten sein, ich besetze den Eingang und stehe Wache, bis der bestellte Succurs kommt. Cric-Crae! (Hält im Abgehen inne.) da hätte ich beinahe das Wichtigste vergessen! Die erste Kriegsregel ist, dem Feinde den Proviant abzuschneiden! Hier steht ein Deserteur, der sich nicht ausweisen kann, wie er hierher gekommen. — Ich will ihn einmal verhören. (Stellt sich in Positur vor die Flasche hin.) Was thut Ihr hier, Bürger La Bouteille? Wie seid Ihr hieher gekommen? Was sind Eure Absichten? Gebt Antwort, Bürger — im Namen des Convents! Cric-Crae, der Verbrecher antwortet nicht? Er will noch verstockt und hartnäckig thun? Dafür wird er zur Vorsicht arretirt und — confisziert! (Nimmt die Flasche und geht ab, indem er sie austrinkt.)

3. Auftritt.

Violon und Elsbeth kommen aus dem innern Keller hervor.

Elsbeth.

Er ist fort... kommt heraus, aber leise und vorsichtig, damit wir unentdeckt aus dem Gemäuer ent schlüpfen können. — Ohne Zweifel ist er nur fort, um Andere herbeizurufen, und uns gehören nur wenige Minuten.

Violon.

Und diese wenigen Minuten gehören Dir und

nur für Dich selber wirst Du sie benutzen. Mich überlaß meinem Geschick.

Elsbeth.

Redet nicht mehr davon, guter Herr! Laßt mich bei Euch bleiben. Ach, ich habe ja, wie Ihr, niemanden, der mir angehört.

Violon.

Aber wie ist das möglich? Wenn Du auch eine Waise bist, hast Du doch gewiß Verwandte und Bekannte?

Elsbeth. (Schüttelt den Kopf.)

Ich habe niemanden, ich bin ärmer, als eine Waise, ich bin ein Findelkind. In der Nähe, an der Gränze bin ich im Schnee gefunden worden. Vater Jordan meint, meine Eltern hätten vermuthlich auswandern wollen, seien aber auf der Flucht angehalten worden und zu Grunde gegangen.

Violon.

Mein Gott! wie wird mir? Wann geschah das?

Elsbeth.

Vater Jordan sagte: es werden bald zehn Jahre sein — ich selber war damals noch nicht vier Jahre alt.

Violon.

Allmächtiger Gott! auch die Jahre treffen zu. Und hast Du gar kein Zeichen — keine Erinnerung, wer Deine Eltern waren?

Elsbeth. (Bewundert.)

Keine... In der Wäsche, die ich anhatte, war als Merkzeichen nichts als ein Stern eingestickt.

Violon. (In steigender Erregung.)

Ein Stern! O mein Gott, willst Du mir wirklich noch einen Stern aufgehen lassen in meiner Finsterniß!... Ich hatte in Frankreich einen andern Namen angenommen... Stern ist der wahre Name, den ich in Deutschland trug... O rede! Sprich, besinne Dich, hast Du kein anderes Andenken?

Elsbeth.

Was meint Ihr doch, Herr? — Ich verstehe Euch nicht. — Ich habe nichts, als an einem schwarzen Sammtband eine Kapsel — es ist aber nichts darinnen, als eine blonde Haarlocke.

Violon.

Blond! O Tochter! Meine gute, theure Tochter — das Haar, das Deine liebe Stirn umwallte, war blond... Gott! mein Gott, laß meinen alten Kopf, der dem Unglück so lange Stand gehalten, nicht irre werden, da sich eine Freude naht...! Laß mich die Kapsel sehen, Mädchen — laß sie mich beschreiben... Wenn es die rechte ist, muß sie durch einen geheimen Druck sich noch mal öffnen lassen. O gib sie mir. (Elsbeth gibt ihm die Kapsel, die sie aus ihrem Bündel hervorgeholt; er fährt bebend fort.) Es ist... sie öffnet sich... O, blick' hin und sage mir was Du siehst.

Elsbeth.

Das Bild einer schönen, jungen Frau . . . über
ihrem Haupte ein Stern . . .

Violon. (Aufschreiend.)

O dann sei Gott gepriesen — dann drücke es an
Deine Lippen, mein Kind — Du küssest das Bild
Deiner Mutter.

Elsbeth. (Ebenso.)

Heiliger Gott! Wär' es möglich?

Violon.

An mein Herz! Du bist das Kind meiner
theuren Sophie, meine Enkelin . . . Ach darum
klang mir Deine liebe Stimme so bekannt . . .

Elsbeth. (Ihn umarmend.)

Großvater! Ich habe einen Großvater! Ich
habe jemand, dem ich angehöre, ich bin keine Waise
mehr . . . — Lieber Vater im Himmel, wie dank
ich Dir!

Violon.

Ja Du bist mein . . . ich Dein . . . länger zu
zweifeln wäre ein Frevel . . . Noch vor Beginn der Re-
volution — zehn Jahre mögen es nun sein, wollte
meine Tochter mit ihrem Mame und meiner kleinen
Enkelin aus Frankreich flüchten — es fing damals
schon an unruhig und unsicher zu werden im Lande;
unweit der Grenze wurden sie von einer streifenden
Bande angehalten und niedergemetzelt, das Kind war
verloren gegangen . . . Aber nun auf, Du Verlorne,
Du Wiedererfundne, laß uns eilen! Jetzt sind die
Augenblicke wirklich kostbar geworden, jetzt hat mein
Leben wieder Werth, jetzt möchte ich gerettet sein, um
Deinetwillen! Aber wirst Du Dich auch auf den
nächtlichen Wegen zurecht finden?

Elsbeth.

Gott, der mich Dich finden ließ, Großvater, wird
mich erleuchten.

Violon.

Du bist jung und zart, wirst Du die Anstrengung
ertragen?

Elsbeth.

Ich thue es für Dich, Großvater — die Liebe
wird mich stärken!

Violon.

So komm denn — Du sollst mich geleiten, ich
will Dein Beschützer sein! — Ich Kleinmüthiger,
der in seiner Nacht nicht einen Stern mehr gehofft,
und dem nun eine neue Sonne den Spätabend
seines Lebens zum Morgen macht!

Elsbeth.

Halt' ein, Großvater, es regt sich schon wieder
an der Treppe . . . Wenn sie kämen — es wäre
entsetzlich . . .

Violon.

O jetzt fürchte niemand mehr, mein Kind —
jetzt soll der Wanderstab in meiner Hand zur Todes-
waffe werden!

Elsbeth.

Stille — vor Allem zurück ins Gewölbe!

(Als mit Violon.)

4. Auftritt.

Bertram, Luise und Fränzel kommen über die Treppe
herab; voran Bertram mit einer kleinen Blendlaterne und einem
Stoß, den er wie ein Gewehr über der Schulter trägt; an seinen
Reit hängt sich Luise, an diese Fränzel.

Luise.

Wo führst Du uns denn hin? Das nimmt ja
gar kein Ende . . .

Bertram.

Wir sind zu Ende . . . hier ist ebener Boden . . .
das muß das Kellergewölbe sein . . .

Luise.

Wie es hier modrig riecht und wie kalt es ist . . .

Fränzel.

Ich fürchte mich, Bertram . . . was sind denn
das für schwarze Dinger, die auf und nieder tan-
zen? . . .

Bertram.

Das sind die Schatten, welche die Laterne
wirft — Du brauchst Dich gar nicht zu fürchten . . .
Nimm Dir ein Beispiel an mir!

Luise.

Aber Du fürchtest Dich ja auch, Bruder —
die Laterne zittert in Deiner Hand . . .

Bertram.

Nein, nein — ich habe keine Furcht, das Zittern
kommt nur von der Kälte.

Fränzel.

Bei mir auch . . .

Luise.

So viel weiß ich, wenn es nicht unsrer lieben
Elsbeth gälte, liese ich auf und davon!

Fränzel.

Ich auch!

Bertram.

Eben deswegen nehmen wir uns zusammen —
wir haben es unternommen und wollen es auch
ausführen, daß die Elsbeth sieht, was wir auf sie
halten . . . Ich will mit der Laterne da in das
Seitengewölbe hineinleuchten, ob sie nicht da drinnen
steckt; bleibt ihr inzwischen hier . . .

Luise. (Sich an ihn hängend.)

Nein, nein, hier bleiben wir nicht allein . . .

Fränzel. (Ebenso.)

Wir gehn mit Dir und helfen leuchten . . .

Bertram.

Das geht nicht — so kommen wir nicht zurecht!

Dann bleibt nichts anderes übrig, als daß wir rufen . . . (halblaut) Elsbeth — Elsbeth bist Du hier? . . . Alles still — da muß ich wohl lauter rufen . . . Elsbeth — Elsbeth, gib Antwort — wir sind's, der Bertram, Luise und Fränzel . . .

Pirrot. (Von oben über die Stiege herab.)
Komme gleich.

Bertram. (Die Kinder beschwichtigend.)

Still, nicht gemütht, daß wir uns nicht selber verrathen — jetzt hilft das Zittern nicht mehr vor dem Frost . . . Das kommt von oben herunter . . . der groben Stimme nach ist es der böse Wächter, der Elsbeth die ganze Suppe eingebrockt hat . . . Verstecken wir uns . . . (Sie verstecken sich hinter den Steinisch, Bertram schließt die Laterne und verdeckt sie.)

5. Auftritt.

Vorige. Pirrot. (Ueber die Treppe herab, ebenfalls eine große Laterne in der Hand.)

Pirrot. (Nachdem er sich umgesehn.)

Was ist denn das für eine dumme Fopperie in dem Keller? Erst singt's aus vollem Halse, und wie ich herunter komme, ist es nichts, jetzt hat es ganz laut und deutlich gerufen und jetzt ist wieder nichts zu erblicken? . . . Das verbitt' ich mir! Es ist gar nicht angenehm, da oben in der Nachtluft Wache zu sitzen . . . es ist noch sehr kühl, und wenn ich meine Wärmflasche nicht gehabt hätte, wär' es mir übel ergangen . . . Ein herrlicher Tropfen — das muß man sagen . . . nur etwas zu wenig, um seine ganze Kraft zeigen zu können! . . . Wo sie nur alle bleiben, der Spitzbube und der Bürgermeister und die Soldaten . . . Crie-crac, ich bin ihnen aus langer Weile eine Strecke entgegen gegangen . . . ich werde sie doch nicht verfehlt haben? . . . Gleichviel — weil ich doch wieder einmal da bin, will ich mir's zu Nutzen machen und revidiren, ob sich nicht noch ein Deserteur erwischen läßt. (Annehmend.) Was war das? War mir's doch gerade, als ob etwas geschraubt habe — so was man schrauben heißt — wie wenn Einer in der Ecke lauert und sich zum Schlafen anschiebt. . . Es wird eine Gule sein — oder ein Nest Fledermäuse, das in dem Gemäuer haust — oder es ist der Luftzug, der überall hindurch streicht . . . Laß doch mal sehn — zuvor aber will ich die Laterne aufstören, daß sie heller brenne . . . (Wie er die Laterne öffnet, schleicht sich Luise hinter ihn und bläst das Licht aus.) Hab' ich es nicht gleich gesagt, es ist der Luftzug! Aber dafür wird gebeten sein — darauf sieht man sich vor . . . (Nimmt Schwamm, Stein und Stahl aus der Tasche und fängt an Feuer zu schlagen.) Hu — der Schwamm ist feucht . . . sollte er auch der Flasche zu nahe gekommen sein? . . . Crie-Crac, nun wollen wir doch sehn, was das Geschraube und Geblase bedeuten soll . . . (Bertram langt mit seinem Stecken hervor und stupst ihn auf den Rücken.) Au — au — das wird handgreiflich! Ich bin in einen Hinterhalt gerathen! (Läuft schreiend und von Bertram verfolgt, gegen die Thür.) Zu den Waffen! Hinterhalt! Ueberfall! Berrätherei! (Bertram schlüpft zurück.)

Deutsche Jugend. VIII.

6. Auftritt.

Vorige. Lieutenant Bravour mit einem Tambour und sechs Soldaten auf der Treppe; Wächter Jordan; Bauern mit Fackeln. Trommelwirbel — wie Pirrot entfliehen will, halten ihn die Soldaten mit gefülltem Bajonnet auf.

Bravour (kommandirend).

Section — Halt! Zwei Posten an den Eingang — niemand wird hinaus gelassen! — (Zu Pirrot, der von zwei Soldaten gehalten wird.) Wer sind Sie? Warum riefen Sie um Hilfe? Warum flohen Sie?

Pirrot.

Schreien? — Das kann ich allenfalls zugeben — es haben schon ganz andere Leute geschrien als der Dorfwächter Pirrot von Billier — aber fliehn? Niemals — das Wort steht nicht in meinem Wörterbuch! Ich habe mich vor der Uebermacht rückwärts concentrirt! Ich wollte nur Ihren Marsch beschleunigen — es war Hinterhalt! Berrätherei! Ueberfall!

Bravour.

Ueberfall? — Aber hier ist ja niemand?

Pirrot. (Nachdem er umgesehn.)

Wahrhaftig — hier ist niemand! — Crie-Crac, so sind sie doch wenigstens hier gewesen, haben geschraubt, haben mir die Laterne ausgeblasen und mich in den Rücken gestupst . . .

Bravour.

Stille — Sie sind ein Poltron — man bewache ihn! Sie aber, Bürger Jordan, Sie werden mir jetzt den Gefangenen übergeben, zu dessen Empfangnahme ich beordert bin . . .

Jordan.

Ich bin bereit — doch nehmen Sie dabei die Versicherung, daß ich meine Pflicht noch nie mit so schwerem Herzen gethan, als heute . . . Sicherer Nachrichten gemäß muß der Flüchtling sich in den Räumen dieses Schlosses befinden, es wird daher nur an Ihnen sein, die Räume desselben durchsuchen und ihn ergreifen zu lassen.

Pirrot.

Erlauben Sie, daß ich . . .

Bravour.

Still geschwiegen!

Pirrot.

Crie-Crac, jetzt wird es mir zu bunt! — Mir kommt es zu, den Verbrecher auszulesern — mir gehört der Preis, denn ich habe ihn entdeckt und hier festgehalten!

Bravour.

Still geschwiegen — das Festhalten haben wir so eben gesehn!

7. Auftritt.

Vorige. Violon und Elsbeth treten sich umschlingend aus dem Gewölbe.

Violon.

Das Suchen ist unnöthig, mein Herr — hier bin ich!

Bravour. (Salutirend, zieht ein Blatt hervor, Violon mit dem Signalement vergleichend — halblaut.)

Stern — genannt Violon — Hofmusiker — sechzig Jahre . . . Alles stimmt . . . Entschuldigen Sie, mein Herr — es gibt Dienste, die auch der strengste Soldat nur mit Widerstreben übt!

Violon.

Nicht weiter, mein Herr! — Thun Sie Ihre Pflicht, üben Sie dieselbe mit vollster Strenge gegen mich, aber schonen Sie dieses Mädchen, das die reinste Theilnahme für mein Leiden in mein Mißgeschick mit zu verwickeln droht! Sie büßt es bereits schwer genug, daß ihr Herz sie stärker zu mir zog, als man dem fremden Bettler gegenüber zu erklären vermochte, aber ihr Herz hat sie doch recht geführt — ich habe in ihr meine verlorene Enkelin wieder erkannt!

Jordan.

Was sagt Ihr! Sollte mein Herz noch tiefer verwundet werden, als es bereits durch das geschah, was doch geschehen mußte! Sie wären wirklich . . .

Violon.

Fragen und grämen Sie sich nicht, edler Mann. Was ich gesagt, ist wahr — Sie haben von Ihrem Standpunkte gehandelt, wie Sie mußten, und alles lange voraus gut gemacht durch die Wohlthaten, womit sie eine arme Waise überhäuften! — Der Himmel hat Ihre Strenge zum Werkzeug seiner Güte gemacht und das fromme Mitleid eines Kinderherzens nicht unbelohnt gelassen!

Bravour.

Ich habe keine Ordre wegen dieses Mädchens — es ist frei; Sie aber folgen mir . . .

Elsbeth. (Schmiegt sich an Violon.)

Frei? — Ich will nicht frei sein . . . Großvater, ich bleibe bei Dir! — Lassen Sie mich ihm folgen — trennen Sie mich nicht von dem, den ich kaum so wunderbar wieder gefunden . . .

Bravour.

Dazu habe ich keine Vollmacht . . . Kommen Sie, mein Herr! Sie kennen meinen Auftrag . . .

Violon.

Ich gehorche. — Geh, mein Kind! Bis mein Schicksal entschieden ist, wird Dein Pflegevater Dir eine zweite Zuflucht nicht verweigern! Vielleicht komme ich wieder — und wenn nicht . . . (Elsbeth wirft sich ihm an die Brust, er verstummt.)

Letzter Auftritt.

Vorige. Bertram, Luise, Fränzel eilen aus ihrem Bettedeck hervor.

Bertram.

Nein, das soll nicht geschehn — da haben wir Kinder auch noch ein Wort mitzureden!

Jordan.

Du hier, Bertram?

Luise.

Und ich bin auch hier!

Fränzel.

Und ich auch! Ich habe mich nur ein ganz klein wenig gefürchtet!

Pirrot.

Cric-Crac, die ganze Kinderstube! Was wollen die Knirpse hier?

Bertram.

Hat sich was zu knirpsen! Ihr seid doch vor den Knirpsen davon gelaufen! Gleich vorhin! Ueberfall — Hinterhalt — Verrätherei! Ich hab' Euch mit meinem Stecken gestupft!

Luise.

Und ich habe Euch das Licht ausgeblasen!

Fränzel.

Und ich habe geschnauzt . . . Puh, puh!

Pirrot.

Cric-Crac — diesmal, scheint's, zieh' ich den Kürzern! (zieht sich zurück.)

Jordan.

Aber wie kommt Ihr denn eigentlich hieher?

Bertram.

Wie? Wir haben Dich aufgesucht, Vater, und die Nachbarin meinte, Du wärest mit dem Herrn Offizier heraufgegangen in's alte Schloß. Du warst kaum aus dem Hause, als ein athemloser Bote kam auf einem schweißtriefenden Pferd — es gelte ein Unglück zu verhüten, leuchte er . . . Du müßtest das Schreiben, das er brachte, augenblicklich erhalten . . . Da dacht' ich mir, als Dein ältester Sohn wäre ich doch von Rechts wegen Dein Stellvertreter in der Bürgermeisterei: also öffnete ich das Schreiben, las es und — hier ist es, Herr Offizier!

Jordan.

Meine lieben, meine wadern Kinder!

Elsbeth.

Lieber Bertram — Luise — Fränzel — das alles habt Ihr um meinethwillen gethan!

Luise.

Wir wollten unsre gute Elsbeth nicht verlieren!

Bravour. (Nachdem er gelesen.)

Dem Himmel sei Dank, der mir heute erlaubt,
anstatt Schmerzesthränen fließen zu machen, sie in
Thränen der Freude zu verwandeln . . . Sie sind
frei, mein Herr; dieß Schreiben bringt die Nachricht,
Robespierre, das Haupt der Schreckensregierung, ist
gestürzt — er hat selbst auf dem Schaffote geendet
. . . alle von ihm erlassenen Blutbefehle sind ver-
nichtet . . .

Elsbeth. (Umarmt Violon.)

Großvater!

Violon.

Mein Kind — mein theures Kind!

Elsbeth.

Vater Jordan — werdet Ihr mir nun ver-
zeihn?

Jordan.

Ach was — ich habe Dir ja nie gegrollt! Du

bist aber auch ein Trostkopf, ein . . . Na, ich will's
gut sein lassen . . . es hilft doch zu nichts! Aber
nun ziehn wir hinab in's Dorf, die Kinder voran
und Ihr, Pirrot, als Nachtrab; nun bleibt Ihr bei
mir, bis wir uns alles erzählt haben und bis Ihr
so recht ausgerastet seid . . .

Violon.

Es sei so — dann kehren wir freudig in die
deutsche Heimat zurück! Vorerst aber laßt uns dem
Ewigen danken, der uns aus den Stürmen hinüber
geleitet in ein spiegelglattes Meer von Seligkeit . . .
der Herr hat alles wohlgemacht.

Schluss-Chor.

Dir, Ewiger, sei Dank und Preis!
Das Unglück flieht auf Dein Geheiß,
Die Sonne kommt in neuer Pracht —
Herr, Du hast alles wohlgemacht!

(Gruppe — der Vorhang fällt.)



Die kleine Gärtnerin.

Original-Zeichnung von Oscar Pletsch.

Gedicht von

Rudolf Löwenstein.

O Luft, der Blumen traust zu pflegen!
Bon Beet zu Beete schreit ich hin:
Seid mir gegrüßt! ich bring euch Regen!
Ich bin die kleine Gärtnerin.

Ich spend' euch Trank, der mit gelinder
Erquickung neue Kraft euch bringt.
Ich seh': ihr dürstet, arme Kinder;
Ihr Durst'gen, athmet auf und trinkt!

Ja, trinkt und badet euch in Wonne,
Erwacht zu frischer Farbenpracht!
Ich seh' euch an: es hat die Sonne
Euch wirklich gar zu heiß bedacht.

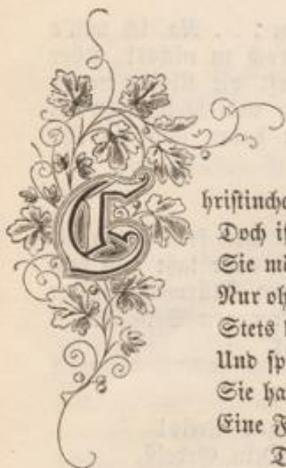
Nun seid von bronnenkühlen Tröpfchen
Ihr lieben Blumen all' benetzt.
Wie traurig senket ihr die Köpfschen,
Wie frisch und munter steht ihr jetzt!

Ihr alle, die getränkt ich habe,
Wie grüßt ihr mich mit heitrem Sinn,
Als sprächet ihr: für deine Gabe
Hab Dank, du kleine Gärtnerin!

Norwegisches Kindermärchen.

Von

Adolf Stöber.



Christinchen möchte gern alles wissen,
 Doch ist sie zum Lernen gar nicht beflissen.
 Sie möchte gern allerlei Schönes besitzen,
 Nur ohne erst über der Arbeit zu schwitzen.
 Stets lustig soll ihr der Tag verfließen,
 Und spielend will sie das Leben genießen.
 Sie hat eine Pathin reich und gut,
 Eine Fee, die Wunder der Liebe thut,
 Die bittet das Kind:

„Ach gieb mir geschwind
 Einen dienstbaren Geist, der statt meiner sich plage,
 Dann leb' ich vergnügt und sonder Klage.“

Und alsobald ruft die gütige Fee
 Zehn stinke, niedliche Zwerge herbei,
 Die kleiden und kämmen und nähren getreu
 Die kleine Prinzessin täglich neu;

Sie rücken die Stühle
 Und helfen beim Spiele,
 Sie wischen und waschen
 Und stricken die Maschen,
 Sie fädeln die Fädchen, —
 Husch! hastet das Nähtchen;
 Sie blättern und malen
 Die Tafel voll Zahlen;

Sie schreiben so flink und so wunderschön,
 Und im ganzen Buch ist kein Kletsch zu sehn.

O herrliches Leben! Wie wonnig ziehn
 Christinchen die Stunden und Tage hin!
 Doch — werden auch, ohne je zu verschwinden,
 Die dienstbaren Geister sich täglich finden?
 So eilt das Mädchen mit bangem Zagen
 Die gütige Pathin, die Fee, zu fragen;
 Und die entgegnet: „Da weiß ich schon Rath,
 Ich greife die Zwerglein auf frischer That
 Und schließe sie alle, in zwei Reihn,
 Für immer in deine zehn Fingerchen ein.“

Auf einmal kommt in Christinchens Hände
 Ein neues Leben, so reg' und behende.
 Es zuckt in den Fingern und drängt und zieht,
 Wie sie Nadel und Scheere jetzt wiederzieht.

Schon schwingt sie den Faden
 Und bessert den Schaden;
 Jetzt stäubt sie und reibt sie,
 Jetzt strickt und jetzt schreibt sie;
 Früh kannst du sie sehen,
 Wenn die Hähne kaum krähen,
 Bei Tasse und Teller,
 In Küche und Keller, —

Und jegliche Arbeit mit frischem Blick
 Ergreift und vollbringt sie mit Fleiß und Geschick.
 Das thun in den Fingern die Geisterchen;
 So ward sie zum Hexenmeisterchen.

Alte und neue Spiele.

Mitgetheilt von

Robert Löwike.

I.

Räthselreime.

Der fröhlichen Gesellschaft, welche da im Kreise
 sitzt, schlage ich vor, heute einmal Verse zu machen.
 Also „Das ist unmöglich!“ „Das geht nicht.“
 „Dichten können wir nicht,“ höre ich von allen
 Seiten. Aber es ist doch möglich. Es geht wirk-
 lich; nur ein wenig Muth und Selbstvertrauen!
 Jeder kann Verse machen, wenn auch nicht jeder
 dichten, d. h. ein Dichter sein kann. Denn dichten
 und ein Paar Verschen machen, deren Schlußwörter
 sich reimen, das ist doch zweierlei. —

Also zunächst theilt sich die ganze Gesellschaft
 in Gruppen von zwei bis vier (am besten drei)
 Personen. Diejenigen, welche zu einer und dersel-
 ben Gruppe gehören, verabreden nun leise und ohne
 daß die Andern es hören, Wörter, die sich reimen.
 Sie vertheilen diese Wörter unter sich, indem jeder
 von ihnen eins derselben wählt. Ebenso machen es
 die andern Gruppen alle. Nun kommt es darauf
 an, daß jeder ein kleines Räthsel von zwei oder vier
 Zeilen macht, dessen Auflösung das von ihm ge-
 wählte Wort ist. Das Wort selbst darf natürlich nicht
 in seinem Räthsel vorkommen.

Wenn die Reime gefunden sind und jeder sein Wort gewählt hat, dann gilt es freilich, sich ein paar Minuten lang den Kopf zu zerbrechen, und es entsteht eine kleine Pause, während welcher eifrig Verse gemacht und Reime geschmiebet werden. Aber bald hört man einen nach dem andern fragen: „Nun, seid ihr noch nicht fertig? Wir sind es schon.“ „Unsere Gruppe kann anfangen.“ „Zu lange bestimmen gilt nicht“ und so fort. Einige Nachzügler giebt es zwar immer; aber der Reim, welcher noch fehlt, findet sich wohl noch, während die andern anfangen. Wenn nun alle oder doch fast alle fertig sind, so macht eine beliebige Gruppe den Anfang; alle, welche zu derselben gehören, sagen nach einander ihre Räthsel und die andern müssen dann rathen. Gewöhnlich ist eins der Räthsel recht leicht, und ist erst eins gerathen, so lassen sich die andern Wörter derselben Gruppe auch leicht finden, da die betreffenden Wörter ja alle reimen müssen. Wer ein Räthsel gerathen hat, darf die Auflösung erst dann aussprechen, wenn sämtliche Räthsel dieser Gruppe gesagt sind. Sind nun alle Räthsel einer Gruppe gerathen, so kommt eine andere an die Reihe, und so fort, bis jedes Wort gefunden und damit das Spiel beendet ist. Nun aber wollen wir einmal eine Probe machen und uns überzeugen, daß das Spiel wirklich einfach und leichter ist, als es im ersten Augenblick vielleicht scheinen mag. Die folgenden Verschen sind nicht Musterverse, sollen es auch nicht sein, sondern sollen nur zeigen, daß es nicht schwer sein kann, solche Reime zu finden und solche Knittelverse zu machen.

Unsere Gesellschaft besteht aus 14 Personen, die sich in vier Gruppen theilen. Adelheid, Bertha und Carl bilden die erste Gruppe und Carl hat die drei Wörter Stock, Schock und Boock ausgesucht. Das letztere hat er für sich selbst behalten und dann leise seiner Nachbarin Bertha das Wort Schock und der Adelheid das Wort Stock gesagt. Zu der zweiten Gruppe gehören Elise, Franz und Grethe, diese haben leise die drei Wörter September, November, Dezember verabredet. Elise hat das erste, Franz das zweite und Grethe das dritte Wort genommen. Die dritte Gruppe besteht aus Helene, Julius, Louise und Max. Für sie hat Max die vier Wörter Laube, Haube, Traube und Taube ausgesucht und Helene hat das erste, Julius das zweite, Louise das dritte gewählt, so daß für Max noch das vierte Wort Taube übrig bleibt. Die vierte Gruppe bilden Otto, Paul, Thesla und Ulrich. Diese haben unter einander die vier Reime Reh, Thee, Klee und Schnee so vertheilt, daß Otto das erste, Paul das zweite,

Thesla das dritte und Ulrich das vierte Wort erhalten hat. Wir lassen nun die Räthselchen der Reihe nach folgen.

Adelheid.

Ich diene zum Stützen und zum Schlagen,
Auch werd' ich zuweilen von Stützern getragen.

Bertha.

Bei allen Leuten
Thu' ich sechzig bedeuten.

Carl.

Ihr findet's bei Schaafen, auch bei Ziegen;
Mit seines gleichen thut's oft sich betriegen.

Elise.

In allen Landen und auch am Rhein
Bring' ich den Freudenpender, den Wein.

Franz.

Ich habe einst das Leben
Dem großen Schiller gegeben.

Grethe.

Wer das Weihnachtsfest recht liebt,
Mir vor meinen Brüdern den Vorzug giebt.

Helene.

Fast in jedem Garten trifft ihr mich wieder,
Gewöhnlich von Jasmin oder Flieder.

Julius.

Bei jungen, besonders bei alten Frauen
Werdet als Kopfsputz ihr oft mich schauen.

Louise.

In der Sonne gedeih' ich in voller Pracht;
Aus mir wird auch ein Getränk gemacht.

Max.

Ich bin ein unschuldig Bögelein;
Mein Gefieder ist zart und rein.

Otto.

Ich bin ein zierliches, schlankes Thier;
Ihr findet mich im Waldrevier.

Paul.

Ich bin ein Getränk aus fernem Land,
Doch bin ich Alt und Jung bekannt.

Thesla.

Bald roth bald weiß könnt ihr mich sehn
Im Sommer auf den Feldern stehn.

Ulrich.

Mancherlei Sachen
Kann man aus mir machen,
Bälle und auch einen Mann,
Der die Sonne nicht vertragen kann.



Von
Friedrich Güll.

1.

Du wanderst her im Reisehemde;
Auf einmal willkommen in der Fremde
Aus deiner Heimath dich ein Mann.
Wie ist dein Herz so fröhlich dann!
„Gräß Gott!“ ruffst du, „Herr So und so!“
Du fragst ihn traulich: „Wie und wo?
Wo an, wo aus, warum und wann?“
Wer ist denn nun der liebe Mann?

Ein s weg aus dem trauten Wort,
Begegnest du ihm da und dort,
Bald auf der Wiese, bald im Acker,
Stets bei der Arbeit frisch und wacker,
Und in der Kirchweih auch beim Tanz
Als Jörg und Jobs, als Hinz und Hans. —
Wer sich bisher nun recht besann,
Der nennt auch diesen braven Mann.

2.

Den Pflanzen und den Thieren bin ich eigen,
Bis endlich sie hinwelken und hinsterven.
Rückwärts: siehst mich dem Fluß und See entsteigen,
Und um die Herrschaft mit dem Lichte werben.
Vorwärts gelesen ist mir feindlich stets der Tod,
Rückwärts mir freundlich stets Morgen- und Abendroth.

3.

Nun sag', was hab' ich wohl im Sinn?
Mit einem e ist es von Zinn,
Mit ö springt froh es her und hin.

Mit ä hast du es frisch und roth,
Mit P statt B bringt es der Bot'
Zehn Pfund schwer und oft nur ein Loth.

4.

Du kleiner Rathsherr, sage mir,
Was ich dich jetzt will fragen.
Was trägt das Saum- und Trampelthier,
Das Frachtschiff, der Lastwagen?
Was steckt im Feuerrohr, gespannt,
Was bringt der Amtsbot' auf das Land,
Wem folgt der Ehrengast in's Haus?
Nun reib' die Stirn, gleich springt's heraus.

5.

Mit f bin ich ein Fürstenbau,
Das Dach von Säulen rings getragen,
Zu sommerlichem Wohlbehagen,
Im See der Schwan, im Hof der Pfau,
Die Gänge kühl von Lindenschatten,
Und ringsum Wald mit sammetgrünen Matten.

Ein f statt f — die Phantasie
Baut mich ihm nach in wachen Träumen
Mit oft noch sinnenlust'geru Räumen.
Läßt das erträumte Glück auch nie
Dazu den sichern Boden finden,
Der Wahn baut fort in Wolken und in Winden.

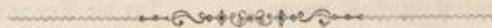
Anflösung der Räthsel Seite 185.

Räthsel von Friedrich Oldenberg.

- | | |
|---|------------------|
| 1. Jason. (Juli, August, September, Oktober, November.) | 2. Armer Ritter. |
| 3. A stern, O stern, A stern. | |

Geographische Räthsel von Heinrich Pröscholdt.

- | | | | |
|---------|------------|--------------|-------------|
| 1. Har. | 2. Rimini. | 3. Titicaca. | 4. Münster. |
|---------|------------|--------------|-------------|



Knackmandeln

von Robert Löwike.

I.

Zu der Zeit, als es noch keine Eisenbahnen gab und die Handwerksburschen niemals anders in die weite Welt zogen als auf Schusters Klappen, da wanderte an einem Sommerabend Hans Wohlgenuth mit einem leichten Ranzel auf dem Rücken und einem schweren Knotenstocke in der Hand einem nahen Dorfe zu. Noch ehe er in dasselbe eintrat, setzte er sich auf einen Stein am Wege, zog ein Beutelchen aus der Tasche und zählte, ein lustiges Liedchen pfeifend, seine kleine Baarschaft.

„Viel ist es freilich nicht mehr,“ sagte er dann zu sich selbst; „aber es darf ja auch nicht mehr lange ausreichen; denn morgen Abend — juchhe! da bin ich wieder daheim bei Vater und Mutter.“ Er steckte das Beutelchen wieder in die Tasche, ergriff seinen Stod und nun ging es munter weiter in's Dorf hinein. Bald hatte er eine einfache Herberge gefunden, sein Abendbrod verzehrt und sein Strohlager aufgesucht. Dort schlief er so gesund und so fest, wie man immer zu schlafen pflegt, wenn man ein gutes Gewissen hat und noch keine Sorgen kennt. Am nächsten Morgen ließ er sich ein gutes Frühstück geben und mußte für seine Rechnung gerade die Hälfte seiner Baarschaft entrichten. Dann machte er sich wieder fröhlich auf den Weg. Auf der Landstraße traf er einen armen Jungen, der ein Vogelbauer in der Hand trug. Darin saß ein Stieglitz, aber nicht fett und lustig, wie sich ein Stieglitz sonst zu geben pflegt, sondern ganz mäuschenstill saß er da und ließ sein Köpfchen hängen.

„Höre, Junge,“ sagte Hans, „der arme Schelm da drinnen paßt viel besser in den grünen Wald und in die freie Luft als in die verräucherte Stadt und in die enge Stube. Viel Geld habe ich nicht; aber ich will dir drei Groschen geben, wenn du ihn wieder frei läßt.“

„Das will ich gern thun,“ sagte der Junge erfreut, „mir hat das arme Vöglein selbst leid gethan. Ich hab's gefangen und hab's verkaufen wollen, denn bei uns zu Hause sind viel hungrige Mäuler und wenig Brod.“

Hans gab ihm nun drei Groschen und sie hatten beide ihre rechte Freude daran, als das Thürchen des Käfigs geöffnet wurde, der Gefangene hinausflatterte und dann schnell ihren Blicken entschwand.

Zu Mittag rastete Hans in einem Wirthshause am Wege, stärkte sich mit einem guten Imbiß und hatte dafür gerade die Hälfte seiner noch vorhandenen Baarschaft zu bezahlen. — Bis zu seiner Vaterstadt hatte er nur noch einen Weg von zwei Meilen zurückzulegen und frohen Muthes machte er sich wieder auf. Als er so auf der Landstraße hinwanderte, hörte er hinter sich einen Wagen rollen, der ihn auch bald einholte.

„De, Freund,“ sagte er zu dem Kutscher, „Euer Wagen ist leer und Eure Braunen thäten sich gewiß keinen Schaden, wenn sie außer Euch auch mich noch zu ziehen hätten.“ Der Kutscher nickte, ließ seine Braunen halten und Hans stieg auf. Dann ging es im lustigen Trabe weiter nach dem ersehnten Reiseziele. Eine Viertelmeile vor der Stadt hielt der Kutscher vor einer Mühle an. Hans gab ihm zwei Groschen Trinkgeld, stieg ab und ging nun mit schnellen Schritten auf seine Vaterstadt zu, die er schon dicht vor sich liegen sah.

Als er am Wege ein armes bleiches Mädchen sah, das ihn mit großen Augen bittend anschaute, zog er sein Beutelchen aus der Tasche und gab ihm die Hälfte von dem Gelde, welches noch darin war. Nach wenigen Minuten stand er vor dem Brückenthore, reichte dem Zöllner schnell einen Groschen, den letzten, welchen er noch hatte, und eilte nun durch die bekannten Straßen dem Vaterhause zu.

Während wir ihn dort von Vater, Mutter und Geschwistern herzlich bewillkommen lassen, wollen wir unterdessen einmal andrechnen, wie groß seine Baarschaft gewesen war, als er sie am Abend vorher durchgezählt hatte.

II.

Ein Weinhändler verkaufte an einen Kunden drei verschiedene Sorten Wein, im Ganzen 24 Flaschen. Von der besten Sorte kostete die Flasche 2 Mark 20 Pfennig, von der mittleren 1 Mk. 60 Pf., von der schlechtesten 1 Mk. 30 Pf. Wenn nun der Kunde für die 24 Flaschen zusammen 36 Mk. bezahlte und von der billigsten Sorte gerade doppelt so viel Flaschen hatte als von der mittleren, wie viel Flaschen hatte er dann von jeder Sorte genommen?

Auflösung der Knackmandeln Seite 186.

Von Robert Löwike.

- I. Maronius. Marinus. Darinus. II. Wolga. Olga. III. Albatros. Alba.
IV. Die Zahl 25. V. Die Zahl 400. VI. Die gedachte Zahl heißt 28. VII. Die zuerst gedachte Zahl heißt 93.

VIII.

Die ursprünglich gedachte Zahl heißt 777.

IX.

Die Zahl 1849. Man kann sie dadurch erhalten, daß man 43 mit 43 multiplicirt.

Man kann 12 verschiedene vierstellige Zahlen dadurch erhalten, und zwar folgende:

7753	7375	5377
7735	7357	3775
7573	5773	3757
7537	5737	3577